



Otto Haupt (Fotografie: Konrad Jacobs, Erlangen)

Erinnerungen des Mathematikers Otto Haupt

Vorwort

Die nachfolgenden Berichte stützen sich nicht auf irgendwelche Aufzeichnungen, sei es von mir oder von anderen Personen. Daß mir solche schriftlichen Berichte nicht zur Verfügung standen, erklärt sich aus den Zerstörungen, denen z.B. das Tagebuch meines Vaters zum Opfer fiel. Ich mußte mich also ausschließlich auf mein Gedächtnis verlassen, wenigstens bis 1933. Dann war es mir möglich, durch den einen oder anderen noch lebenden Freund oder Bekannten meine Niederschriften auf ihre Richtigkeit nachprüfen zu lassen. Immerhin habe ich Anhaltspunkte, daß mein Gedächtnis, soweit es frühere Jahre betrifft, im allgemeinen zuverlässig ist. Ich denke dabei vor allem an den mir gegenwärtigen Wortlaut von mich besonders beeindruckenden Bemerkungen meiner Universitätslehrer.

Diese Vorbehalte durfte ich einem etwaigen Leser nicht verschweigen. Ich war bestrebt, meine Berichte von Emotionen frei zu halten, insbesondere von abschätzigen Urteilen. Auch bitte ich um Nachsicht, sollte die stets im Hintergrund lauende Eitelkeit sich zu sehr bemerkbar machen.

Dem Bericht über mein Leben sind kurze Lebensläufe von Vorfahren und Verwandten vorangestellt, wobei aber die Beschränkung auf eine Auswahl nicht zu umgehen war.

Lebensläufe von Vorfahren und Verwandten

Ehe ich mit der Niederschrift unseres Lebens (meiner Frau und meines) beginne, möge unserer Vorfahren und Verwandten gedacht werden.

Da von den Vorfahren meiner Frau Edith Hughes relativ wenig bekannt ist, beginne ich mit den Vorfahren meiner Frau. Ihr Vater Dr. med. Henry Hughes war von der großväterlichen Seite her englischer Abstammung. Er selbst war in Hamburg und sein Vater in Dresden geboren. Die Ehefrauen waren jeweils Deutsche. Trotzdem war bis 1935 die englische Staatsbürgerschaft von Henry Hughes erhalten geblieben. Während des 1. Weltkrieges mußte er zwei Bürgen stellen, obwohl er sämtliche Lazarette an seinem Wohnsitz Bad Soden a.Ts. ärztlich betreute. Er starb 1952 im Alter von $91\frac{1}{2}$ Jahren. M. E. galt er zurecht als sehr intelligent. Er hat mehrere Bücher verfaßt, meist medizinisch-wissenschaftlicher, aber auch religionsphilosophischer Natur. Aus erster Ehe stammten zwei Kinder. Der Sohn Edgar, den ich persönlich kannte, war ebenfalls sehr intelligent. Er war 1891 geboren und starb leider in jugendlichem Alter von 16 Jahren an den Folgen einer Blinddarmentzündung. Die Schwester von Edgar war meine Frau, 1892 geboren und 1981 verstorben. Wir hatten eine sehr gute Ehe geführt. Sie hat mir sehr bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten geholfen. Ich werde zeitlebens um sie trauern. Aus zweiter Ehe stammt Herta. Sie studierte Medizin, war eine anerkannte Ärztin, und übernahm 1938 die ärztliche Praxis des Vaters in Bad Soden. Sie führte sie bis 1978.

Meine Frau lernte ich durch die Beziehungen meiner Familie und der Familie Hughes zur Würzburger Burschenschaft *Arminia* kennen. Beide Väter waren Philister der obengenannten Verbindung.

Daß ich so bald nach dem Tod meiner Frau ein Unterkommen im Sodener Wohnstift — ohne längeres Vormerken — erhielt, ist, wie ich mir stets dankbar bewußt bin, der Fürsprache von Dr. med. Karl-August Haupt (Sohn meines Vettters Dr. med. August Haupt) und dem Ansehen der beiden mit mir verwandten, bzw. verschwägerten Ärzte (Dr. med. Herta Naporra-Hughes und dem oben genannten Dr. med. K.A. Haupt) zurückzuführen.

Herta hat einen Sohn Edgar; er ist Diplom-Wirtschaftsingenieur und als Prokurist bei einer Schweizer Firma tätig. Die beiden Söhne Henry und Edgar sind 11 und 8 Jahre alt. Bei beiden Familien habe ich eine liebevolle Aufnahme gefunden. Ich kann in hohem Alter das Gefühl genießen, von einer Verwandtschaft liebevoll umsorgt zu werden.

Infolge Scheidung der Eheleute Henry und Cecile Hughes und der Übersiedlung Ceciles nach England, wo sie sich wieder verheiratete und Mutter einer Tochter wurde, kamen die beiden Kinder Edgar und Edith zu ihrer Großmutter (Ceciles Mutter) nach Würzburg. Diese Frau Oppenheimer, gen. Fräule, war ihnen ein guter Mutterersatz. In der Familie lebten noch zwei Tanten, die eine Malerin mit anerkanntem Ruf, die andere Kinderärztin mit guter Praxis. Ich empfand als großes Glück für die Großmutter, daß sie noch unsere Hochzeit erlebte. Sie starb schon 1921. Ich selbst war ein willkommener Schwiegersohn und wurde von dem *Fräule* verwöhnt. Auch mit den beiden oben genannten Tanten verstand ich mich gut, beide wurden in Theresienstadt Opfer Hitlers. Dagegen war Vater Henry für mich meist ein Rätsel. Auf die Nachricht von der Heirat von uns beiden erwiderte er, er kenne mich nicht, obwohl wir beide Philister in der *Arminia* waren und uns früher öfter

getroffen hatten. Er konnte später auch wieder ganz zutunlich sein.

Lebensläufe

Unser Urgroßvater, Johann Christian Haupt, der Stammvater, soll aus Thüringen stammen, anders als seine Brüder nicht studiert haben, aber vom Fürsten von Leiningen nach Amorbach als Geheimsekretär berufen worden sein. Als glänzender Orgelspieler übernahm er zugleich die Organistenstelle an der berühmten Amorbacher Orgel.

(Erlebnis meines Neffen Albrecht: Etwa 1960 besuchte mein Neffe Albrecht, der Ulmer Kirchenmusikdirektor, den Organisten von Amorbach, um die berühmte Orgel in der Abteikirche zu besichtigen. Diese war ja die Wirkungsstätte unseres Urgroßvaters Johann Christian Haupt, Geheimsekretär und Organist. Mein Neffe wurde freundlich empfangen, aber als er sich als direkten Nachfahren des alten Haupt auswies, begann der Organist unseren Urgroßvater zu beschimpfen, da er seinerzeit die kostbare Barockorgel nach Berfelden verkauft habe. Dieser Verkauf ärgert offensichtlich heute noch die Amorbacher, obwohl dieses Instrument gut erhalten am neuen Standort die Barockfreunde erfreut. Folgendes war die Sachlage damals: die wunderbare große Orgel war reparaturbedürftig, der Fürst weigerte sich aber, Geld für die Reparatur auszugeben. So empfahl Johann Christian (übrigens auf durchaus diplomatische Weise) den Verkauf des nicht unbedingt erforderlichen kleinen Instruments, um das notwendige Geld für die Reparatur der großen Orgel zu erhalten. Diese ist heute noch die große Attraktion von Amorbach.)

Ältester Sohn des Amorbacher war August 1 Haupt, angeblich einmal Burschenschaftler, kgl. bayer. Advokat, zuletzt in Neustadt (Aisch), ein offenbar weltoffener, auch praktisch begabter Jurist, der sich wirksam für den Bau einer Eisenbahn Würzburg – Neustadt – Fürth – Nürnberg einsetzte, die Vollendung der Bahn aber infolge seines frühen Todes nicht mehr erlebte. Seine beiden Schwestern (unverheiratet) Käthchen und Marie führten dem Frühverwitweten den Haushalt und widmeten sich nach seinem Tode der Erziehung der Kinder Otto 1 Haupt, August 2 Haupt, Hermann 2 Haupt und Sophie Haupt (unverheiratet). Nach dem Tode des Neustädter Advokaten widmeten sich die beiden Schwestern weiter diesen Kindern, zuerst noch in Neustadt, später in Würzburg.

Bevor wir deren Schicksale verfolgen, müssen wir von den Geschwistern des Advokaten sprechen. Außer den beiden Schwestern Käthchen und Marie waren es drei Brüder, von denen nur zwei in Betracht kommen: Ein Bruder Hermann 1 Haupt, Besitzer der Hirschapotheke in Würzburg und ein Mediziner Christian, praktischer Arzt in Burgsinn. Beide Brüder hatten Schwestern zu Frauen, die Töchter aus dem Hause eines Beamten des Mainzer Hochadels waren und, soviel mir bekannt, je eine hübsche Mitgift mit in die Ehe brachten. Hermann kaufte die Hirschapotheke, aber Christian wollte schneller reich werden. Intellektuell und künstlerisch hochbegabt, überschätzte er seine geschäftlichen Fähigkeiten und legte dem allgemeinen Trend folgend, fast sein ganzes Vermögen und ebenso das seines Bruders Hermann 1, den er als Bürgen gewonnen hatte, in der Fabrikation von Schwerspatmehl an. Da aber ein findiger Kopf alsbald Schwerspatmehl unter Getreidemehl mischte, brach die Konjunktur momentan zusammen, was den fast völligen Konkurs von Hermann 1 und

Christian bedeutete. Während aber Christian, der eigentliche Unglücksrabe, bald starb und die Sorge für Frau und Kinder der Großfamilie hinterließ, mußte Hermann 1 seine Apotheke, auf der er ein wohlhabender Mann geworden wäre, verkaufen.

Kinder und Enkel des Hirschapothekers

Nach meiner Erinnerung hatte der Hirschapotheker zwei Söhne und vier Töchter. Eine Tochter Anna Haupt heiratete ihren Vetter Hermann 2 Haupt, später Universitätsprofessor und Bibliotheksdirektor, und hatte mit ihm zwei Kinder, eine Tochter Hiltrud Haupt, spätere Gattin von Dr. Brauneck, die z. Zt. als Witwe in Betzdorf lebt, und Helmut Haupt, der als Knappschaftsarzt in Dortmund–Lüdgendortmund wirkte und als Witwer verstorben ist. Er hinterließ zwei Töchter, Hiltrud 2 Haupt, pensionierte Bibliotheksdirektorin in Dortmund–Lüdgendortmund, und Annemarie Haupt, die in Schweden verheiratete Lehrerin Mutter von zwei Töchtern ist. Die *Gießener Kinder* kamen mit uns viel seltener zusammen als die *Sodener*, nämlich August 3 Haupt und Heinrich Haupt, kurz *Heiner*. Dies war vor allem dadurch bedingt, daß die Sodener beide Würzburger Arminen waren, wie mein Bruder Walther Haupt und ich, Otto 2 Haupt, sowie August 3 und Heiner; sie studierten also jeder mindestens zwei Jahre in Würzburg, während Helmut Gießener Burschenschafter wurde, außerdem durften wir Würzburger öfter in den Ferien das gastfreie Haus des Sanitarrates August 2 Haupt besuchen. (Die Gießener und Sodener sahen sich bei der Nähe von Soden und Gießen wohl öfter.)

Außer Anna hatte der Hirschapotheker noch zwei Söhne; von diesen starb der eine schon als Student, während der andere August 3 Haupt als Apotheker die Apotheke eines reichen Rosenheimers jahrzehntelang verwaltete und als kinderloser Witwer in hohem Alter starb. August 3 war für uns Brüder Otto und Walther besonders in Kissingen ein willkommener Gast, denn er hatte seine Physik und Chemie gut im Kopfe und ging in seiner lebenswürdigen Art stets auf unsere Fragen ein, was uns später als Studenten recht nützlich war. Seine beiden Schwestern Käthchen Haupt und Berta 2 Haupt lebten unverheiratet in Würzburg in bescheidenen Verhältnissen; sie vermieteten Zimmer an Offiziere.

Eine fröhliche Natur war Käthchen, die oft zu uns kam und immer gern gesehen war. Ihre Schwester Berta hingegen lebte ganz kirchlicher Frömmigkeit hingegeben, ließ sich selten sehen. Gleiches gilt für Christians Witwe Bertha. Mir, der sie nur im Alter kannte, fiel es immer schwer zu glauben, daß diese alte Frau in ihrer Jugend irgendwie mit dem Leben und der Kindererziehung fertig geworden sein sollte.

Fortsetzung von Christians Konkurs

Der Hirschapotheker kaufte in Kolmar eine heruntergewirtschaftete Apotheke, die er kraft seiner Tüchtigkeit alsbald wieder ertragreich machte und dadurch sich und den Seinen wenigstens ein bescheidenes Vermögen sicherte. Die Ordnung der Hinterlassenschaft von Christian übernahm als Jurist mein Vater Otto 2. Er wurde aber dadurch neben seiner

Berufsarbeit dermaßen durch diese Aufgabe in Anspruch genommen, daß meine Eltern ihre Heirat um vier Jahre verschieben mußten. Für die Kinder von Christian übernahmen andere Brüder von Otto 2 die Hilfe bei der Ausbildung. So wurde vor allem die älteste Tochter Auguste als Volksschullehrerin ausgebildet. Diese *Tante Gustel* erwies sich als eine ungemein energische und überlegte Schwester und Tante. Ich denke dabei vor allem an die Erziehung ihrer Nichte Thekla und deren Brüder. Thekla wurde von ihr zu einer über das Mittelmaß hinausragenden Persönlichkeit und Oberstudienrätin erzogen, die z. Zt. in Berlin in einem Altersheim in Pension lebt.

Die Ausbildung der sehr hübschen Tochter von Christian, Agnes, als Malerin übernahmen die Gießener (Hermann 2, später Bibliotheksdirektor in Gießen und dessen Frau Anna, eine Base von Agnes). Schließlich hinterließ Christian noch einen durch eine Gehirnhautentzündung behinderten Sohn Julius, der aber später noch ein gesichertes Einkommen fand.

Nach den Geschwistern des Advokaten berichten wir über seine Kinder.

Geschwister meines Vaters

An erster Stelle nenne ich Sophie Haupt, unverheiratet und zunächst als Erzieherin und Lehrerin tätig (Frauen konnten damals ja nicht studieren). Später übernahm sie die Erziehung der Kinder von wohlhabenden Eltern, die Gewicht darauf legten, daß die Erzieherin zugleich anregendes Mitglied der Familie sei. So erzog sie z. B. die Kinder des Archäologen Heinrich Schliemann.

Sophie gab ihren Beruf als Erzieherin auf, als ihr Bruder August 2, Badearzt und später Sanitätsrat in Bad Soden, seine in blühendem Alter stehende Frau verlor. Sophie übernahm von dieser Zeit an die Führung des Haushaltes und die Erziehung der beiden Waisen August 3 und Heinrich. Es war von vornherein klar, daß bei der starken Persönlichkeit von Tante Sophie und bei dem Unterschied der Verhältnisse, in denen die Tante und die beiden Neffen aufgewachsen waren, mancher Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten bestand. Sie lösten sich allerdings meist in harmloses Geplänkel auf.

In diesen Zusammenhang gehört eine köstliche Szene, die ich miterlebte: Um ihre Neffen zu *verhohnebippeln* tanzte sie, eine Melodie singend, nach folgendem Text: *Natürlich heute, da heißt's bei der Jugend: Man muß patent sein, voll Temperament sein, soo'n bißchen Tralalallaleralala* (ich habe noch heute die Melodie gegenwärtig). Wer Tante Sophie kannte, kann die volle Komik der Situation ermessen.

Nach dem Tode des Sanitätsrates zog Sophie nach Würzburg, wo sie mit Damen von gleicher Art wie sie in lebhaften Verkehr trat. Sie hat mir noch Unterricht im Italienischen erteilt, leider nicht im Englischen, mit dem man in der ganzen Welt *durchkommt*. Leider erblindete sie später, ein für Menschen wie sie furchtbares Schicksal.

Ihr Bruder, der Sanitätsrat, konnte den Tod seiner geliebten Klara nie überwinden. Der sonst so fröhliche begann unter Depressionen zu leiden. Er starb an einem Herzleiden. Die Verlobung seines Sohnes August 3 Haupt mit der Tochter Else seines alten Freundes Hardt hat er noch erlebt. Ich war des Sanitätsrates *Pätter*, wie er zu sagen pflegte, d. h. sein

Patenkind. Von seinem jährlichen Winterbesuch von Berlin kamen zu meinem Geburtstag wunderbare Spielsachen, die Walther und mich immer wieder begeisterten.

Mit des Sanitätsrates Söhnen August 3 und Heinrich, kurz Heiner, kamen wir verhältnismäßig oft zusammen, teils in Soden, teils in Würzburg, vor allem als jeder von ihnen in Würzburg studierte und Armine war. Sie kamen dann jeden Sonntag zu uns.

Zusatz: August, der ältere von beiden, er sprach außerordentlich rasch, war der ernstere (in Berlin wohnten wir beim gleichen Vermieter). Er ließ sich später in Soden als Badearzt nieder. Er starb nach 1945 ganz plötzlich. Seine Kinder sind Karl August Haupt (Badearzt Haupt Nr. 3) und Elselotte Gierlichs (gen. Biene).

Eine ganz andere Natur als August war Heiner. Sein Lebensweg ist viel bewegter als der von August. Er studierte in Würzburg, setzte sein Jurastudium, das er wenigstens in Würzburg höchst lax betrieben hatte, in Marburg fort und ging dann (ohne Examen) in die Versicherungswirtschaft, wo er wohl von der Pike auf diente. Bald brachte er es zum Direktor der Schleswig-Holsteinischen Landesversicherung, die er sehr geschickt leitete (er versicherte den Zeppelin bei dessen ersten Flug, nicht aber beim zweiten) (Mitteilung von Dr. Karl-August Haupt).

Dem allen machte aber 1945 ein Ende. Als ich ihn dann einmal traf, war er nicht mehr der alte, der durch seine Späße und Sprüche einen stundenlang in seinen Bann schlagen konnte. Er starb in Wiesbaden. Ein Sohn von ihm lebt hier. Außerdem hinterließ Heiner zwei noch lebende, verheiratete Töchter.

Ich hatte Heiner trotz der Verschiedenheit unseres Wesens sehr gern. Dankbar bin ich ihm dafür, daß er bei den Arminen — er war eine Zeitlang gleichzeitig mit mir aktiv — mich gegenüber anderen Bundesbrüdern in Schutz nahm, wenn diese sich über manche belanglose Eigenheit von mir aufregten. (Ich habe ihm das nie vergessen.)

Weitaus seltener als mit den Sodener Vettern kamen wir, wie schon aufgeführt, mit den Gießenern Hiltrud und Helmut zusammen. Hiltrud sah ich meines Wissens zuletzt in Würzburg bei einem Stiftungsfest der Arminen, bei dem sie meine Tanzdame war, und bei dem wir uns sehr gut unterhielten (es war 1912 oder 1913). Mit Helmut hatte ich ersten Kontakt, als er, im Altersheim lebend, seine Familienbriefe versandte. Wir hatten uns ja von früher her manche Erinnerung auszutauschen. Ich meine, er war wirklich ein *lieber Kerl*. (Ich kannte seine Frau nicht und sie mich nicht, gleiches gilt für den Gatten von Hiltrud. Umso mehr freut es mich, hier in Soden seine beiden liebenswürdigen Töchter kennengelernt zu haben. Mit Hiltrud 2, die ja öfter nach Soden kam, habe ich manche interessante Unterhaltung führen können.)

Es fehlen noch meine Erinnerungen an Tante Anna und Onkel Hermann 2, den Bruder meines Vaters. Onkel H. hatte zunächst Altphilologie studiert, war dann aber in seinem wissenschaftlichen Schaffen zur Historie übergegangen (Geschichte der Waldenser und Geschichte der Burschenschaft (Burschenschaftliche Blätter)). Eine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen bedeutete die Verleihung des Titels Universitätsprofessor. Daneben war aber Onkel H. organisatorisch nicht minder begabt; sonst hätte er der Universität Gießen nicht eine neue, vorbildlich aufgebaute und sich ständig vergrößernde Bibliothek zusammenbetteln können. Mit Recht konnte er mir gegenüber behaupten: In Deutschland gibt es zwei Universitätsbibliotheken, deren eine ständig wächst, während die andere ständig

zurückgeht: Gießen und Erlangen. Ich hatte ihm gegenüber u. a. geklagt, daß der Direktor ein von mir angefordertes Buch nicht anschaffen ließ, wohl aber das von einem Studenten bestellte, bekannt minderwertige. (Böse Zungen haben eine Zusammenhang damit gesehen, daß der seinerzeit allmächtige *Bibliotheksausschuß* immer nur zweitrangige Leute aus München zuließ.)

Onkel Hermann hatte für uns Kinder fast immer ein Scherzchen bereit. Eines ist mir geblieben: Rezept für eine Gratulation, die für alle Gelegenheiten brauchbar, also sehr arbeitssparend ist: *Frühe bin ich aufgewacht, hab' kaum geschlafen diese Nacht, wollte gleich vor allen andern zu dem/der lieben ... wandern*. Und all das leistete Onkel H. trotz seiner stets etwas wackeligen Gesundheit, liebevoll umsorgt von Tante Anna, die, als Lehrerin ausgebildet, an allen seinen Unternehmungen lebhaften Anteil nahm. Ich fand seine Unterhaltung ausnahmslos sehr anregend.

Meine Vorfahren mütterlicherseits

Meine Großmutter mütterlicherseits, genannt *Malchen*, war die Tochter eines in Karlsruhe bekannten Witzboldes, genannt *Muggeschäffer*. Dem kam es nicht darauf an, sich auch mit prominenten Personen anzulegen, dafür folgendes Beispiel: Eines Samstagsnachmittags liegt der M., seine Pfeife schmauchend, in einem Parterrefenster seines Hauses und beaufsichtigt das Dienstmädchen beim Reinigen des Trottoirs. Kommt da ein Herr, der, ohne sich um den M. zu kümmern, dem Dienstmädchen Vorhaltungen wegen angeblich liegengebliebenen Schmutzes macht. Darauf der Muggeschäffer: Karlene gewwe Sie dem Herr *der* Bese, der versteht *der* Dreck! Der Herr aber war, dem M. wohlbekannt, der zweite Bürgermeister von Karlsruhe. (Man beachte den zweimaligen Karlsruher Akkusativ!).

Malchen (ich kannte sie nur als wohlbeleibte alte Frau) war verheiratet mit meinem Großvater mütterlicherseits, dem Baden-Badener Rechtsanwalt Joseph Rheinboldt. Dieser, der einzig studierte unter mehreren Brüdern, war als Anwalt nur Jurist, d. h. kein Geschäftsmann (vielleicht hatte man ihn deswegen als einzigen studieren lassen). Ganz anders sein Malchen. Oft habe man sie im Lehnstuhl sitzend gesehen, wie sie über eine sie interessierende *Transaktion* meditierte, über deren Gewinnaussichten usw. Immer habe sie ihrem Joseph in den Ohren gelegen, doch gewisse Grundstücke zu kaufen, weil nahe diesen heiße Quellen vorhanden seien. Leider hörten andere Leute als ihr Joseph auf Malchen; sie sollen außerordentliche Gewinne erzielt haben.

Ich kannte meinen Großvater, Joseph Rheinboldt, nur als Ruheständler, sehr vielseitig beschäftigt (er buchbinderte, machte Schnitzarbeiten, spielte Okarina, war eifriger Monist (Ernst Haeckel) und löste Schachaufgaben), seine Gastfreundlichkeit ermöglichte uns jedes Jahr schöne Sommerferien, die unser Vater zu kleinen und größeren Spaziergängen in der Umgebung von Baden-Baden nutzte. In diesem Zusammenhang muß ich auch seine Tochter Paula und deren Mann Friedrich Ernst Fehsenfeld, den Buchhändler und ersten Verleger von Karl May, nennen, die uns auf ihrem kleinen Bauernhof südlich von Freiburg nicht minder schöne Tage bescherten.

Von Geschwistern meiner Großmütter mütterlicherseits und väterlicherseits, also von Mal-

chen Rheinboldt bzw. Gertraud Haupt, ist mir nur ein Bruder von Malchen bekannt, ein pensionierter Major, der viel Schach spielte (er lebte in Baden–Baden). Einem Holzdieb erteilte er einmal eine herbe Lektion: Kurz nachdem der Major den Diebstahl bemerkt hatte und auch schon wußte, wer der Übeltäter war, wurde publik, daß in der Wohnung des Betreffenden ein Ofen durch Explosion zerstört worden sei.

Mein Großvater mütterlicherseits und Geschwister

Die Ehe von Malchen mit Joseph scheint friedlich gewesen zu sein, d. h. keines wollte den anderen beherrschen, wie das auch bei meinen Eltern der Fall war. Wenigstens habe ich vom Schwager Jung, der in Baden–Baden wohnte und sein gescheites und kritisches, aber auch loses Maul nicht sehr im Zaume hielt, nie auch nur eine Andeutung über Schwierigkeiten zwischen Malchen und Joseph gehört.

Joseph stammte, wie gesagt, aus Sinzheim und war der älteste einer Reihe von Brüdern, dabei der einzige, der studierte. Vielleicht hat man schon früh seine geringe Begabung für Geschäftliches erkannt und ihm dann einen Beruf verpaßt, in dem er nur Jurist zu sein brauchte. Jedenfalls waren zwei seiner Brüder, Alois und Rudolf, höchst erfolgreich im Leben. Beide wanderten aus, Alois angeblich als Kellner, Rudolf als Bierbrauer. Letzterer gründete in Cincinnati eine große Brauerei und galt als sehr reich, während Alois aus England mit einem ansehnlichem Vermögen zurückkehrte und als umsichtiger Geschäftsmann sich in Baden–Baden ein schönes Haus baute, das er im Sommer an reiche Ausländer vermietete. Überdies führte er im Auftrag einer vermögend verheirateten Cousine lange Jahre den Badischen Hof, ein Hotel 1. Klasse mit bestem Erfolg. Vielleicht hatte er in England eine ähnliche Tätigkeit ausgeübt, z. B. als Verwalter eines vornehmen Klubs in London. Meiner Meinung nach war er der intelligenteste der Brüder Rheinboldt und auch der Bildungseifrigste. Dafür spricht meines Erachtens seine schöngeistige Bibliothek, aus der wir in Würzburg eine (leider verbrannte) Schillerausgabe besaßen.

Nun zu den Kindern von Malchen und Joseph Rheinboldt. Älteste Tochter war Fanny. Sie scheint ein fröhliches Kind gewesen zu sein. Zu sprachlicher und gesellschaftlicher Ausbildung hatte man sie nach der damaligen Mode in ein Pensionat in der französischen Schweiz gegeben, wovon noch ihre Freundschaft mit einer Baslerin zeugte.

Eine etwas jüngere Schwester meiner Mutter war Paula, verheiratet mit Friedrich–Ernst Fehsenfeld, Buchhändler in Gießen und dann Freiburg, wo er eine Buchhandlung betrieb. Daß er eine Nase für den Schriftsteller Karl May hatte, zeigt folgendes: In einem obskuren Blättchen las er eines Tages eine Erzählung eines ihm und auch wohl sonst unbekanntem Karl May, setzte sich auf die Bahn und kehrte mit einem Exklusivvertrag für alle Publikationen des Karl May zurück. Leider löste der etwas unberechenbare, in mißlichen Verhältnissen lebende May aus nicht recht ersichtlichem Grunde später den Vertrag.

Fehsenfeld, der viel auf die Jagd ging, hatte südlich von Freiburg den Lehenhof, einen alten Bauernhof, erworben und ihn etwas für Wohnzwecke hergerichtet. Der Hof lag etwas über dem Rheintal an der westlichen Waldgrenze des Schwarzwaldes mit Blick auf die Vogesen, die in ihrer teils blauen, teils feuerroten Silhouette einen herrlichen Anblick boten. Am Hof

vorbei führt, immer an der Waldgrenze entlang, der sog. Bettlerpfad nach Staufen.

Im Frühjahr 1915 hatte ich mich bei einem Gärtner nahe Staufen eingemietet und studierte da die Riemannschen Flächen von Hermann Weyl, alles Nachholbedarf zu meiner *klassischen* Erziehung. Auf diesem Lehnhof durften wir bei den gastfreundlichen Fehsenfelds, die uns wie eigene Kinder behandelten, herrliche Ferientage zubringen, wenn wir in Baden–Baden bei Großvater Rheinboldt, wie alle Jahre, zu Gäste waren. Wie herrlich war es, im Ehrenstetter Grund zu versuchen, in die alten Bergwerkstollen einzudringen oder im Ehrenstetter Bach Krebse und Forellen für den Mittagstisch zu fangen.

Fehsenfeld hatte zwei Töchter (ein Sohn war ihnen gestorben). Dorle, die jüngere, war mit unserer Schwester Gertraud sehr befreundet, während für uns Konrad Guenther, der Gatte der älteren Tochter Eva, ein älterer Freund war, aus dessen naturwissenschaftlichen und philosophischen Erzählungen wir viel lernten. (Guenther war Balte aus Riga.)

Beilage: In den heißen Sommern waren wir den ganzen Tag nur mit Badehosen bekleidet, braungebrannt unterwegs. Bei den Ehrenstettern hießen wir daher nur *dem Herrn Fehsenfeld seine Indianer*.

Die Inflation nach 1918 und die Veränderungen im Osten hatten Konrad seiner finanziellen Unabhängigkeit in Deutschland beraubt. Andererseits hatte er, seiner Neigung zu popularisierender Schriftstellerei folgend, die Assistenz bei Weismann und damit die Aussicht auf eine akademische Laufbahn aufgegeben. Aus Liebhaberei war so ein nicht leichter Broterwerb geworden. Immerhin scheinen seine Naturschilderungen aus dem In– und Ausland auch schon damals gefallen und finanziell nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein. Außerdem ist er m. E. ein gewisser Vorläufer der Naturschutzbewegung.

Noch einmal: Walther und ich sind Konrad immer dankbar für die geistige Förderung, die wir durch ihn erfuhren.

Nun zu unserem geliebten Onkel Max, dem jüngeren und einzigen Bruder von Fanny und Paula (seinen einzigen Schwestern). Max Rheinboldt war Mediziner, als Assistent des Psychiaters Hitzig (Halle) psychiatrisch ausgebildet (in der vor–Freudianischen Zeit). Er war allgemein physikalisch und naturwissenschaftlich (auch astronomisch) interessiert. (Bis in unsere Gymnasialjahre war er unverheiratet). Er war der ideale Onkel schlechthin für Walther und mich. Kam er zu Weihnachten nach Kissingen, so stand auf dem Weihnachtstisch etwa eine richtig laufende kleine Dampfmaschine, von der wir nur bedauernd feststellten, daß wir den Kolben nicht öffnen konnten, um zu sehen, wie der Dampfstrom in hin– und hergehende Bewegung verwandelt wurde; wir stellten uns vor, im Kolben sei eine kleine Dampfturbine untergebracht (natürlich ganz primitiv, als Schaufelrad gedacht). Ein anderes mal wurde mit unserer Hilfe ein primitives Modell des Gleichstrommotors hergestellt, an dem man sehen konnte, wie der Wechsel der Richtung des elektrischen Stromes nach jeder Halbdrehung des Ankers bewerkstelligt wird. Und für unsere (naturwissenschaftlichen) Fragen (auch medizinische) hatte er stets ein offenes Ohr.

Walther und ich verdanken dem guten Onkel einen erheblichen Teil unserer *allgemeinen* nicht–gymnasialen Bildung. Über die Ausbildung des Geistes durch Memorieren, überhaupt über die Erziehung durch das Gymnasium hatte der Onkel genau die gleichen Ansichten wie wir, was ihn für uns nur noch liebenswerter machte. Während er frei seine Meinung äußern konnte, durften wir nur die Faust in der Tasche ballen. Übrigens war er gegenüber

unseren oft etwas leichtfüßigen Argumentationen und Deduktionen ein strenger Kritiker, auch dann noch, als wir schon Oberärzte und Privatdozenten waren.

Onkel Max heiratete gewissermaßen schon als *gestandener* Junggeselle die Klaviervirtuosin Olga Hahn (aus Nürnberg). Sie war Schülerin des damals sehr bekannten Klaviervirtuosen Stavenhagen, von der Münchner Hochschule für Musik. Olga Hahn erhielt alsbald glänzende Kritiken, welche nicht nur die technische Virtuosität ihres Spiels hervorheben, sondern auch das Musikalische. Nach ihrer Heirat trat sie nicht mehr auf; vielmehr entwickelte sie einen Blick für die Ausbaufähigkeit der Praxis ihres Mannes: sie veranlaßte ihn, nicht nur eine gerade frei werdende Praxis mit einer großen Villa zu kaufen, sondern durch einen Neubau das Ganze zu einem Sanatorium auszubauen. Onkel Max hatte alsbald als Arzt reichlich Patienten, darunter auch interessante ausländische Lizeaten. Leider starb der arme Onkel schon 1918 als ein Opfer der damals herrschenden Grippeepidemie. Tante Olga verkaufte das Kissinger Sanatorium und zog zuerst nach Freiburg, dann nach München, wo sie nochmals heiratete und als aus ihrer zweiten Ehe kinderlose Witwe starb.

Aus ihrer Ehe mit Onkel Max stammt Maria Polt, eben das *Mäxle*, also eine richtige Base von mir. Mäxle ist die Mutter von Gerhard Polt, der einzige Enkel von Onkel Max. Gerhard ist ein weit über München (und Bayern) hinaus bekannter Kabarettist, daneben Autor von zeitkritischen Büchern, Fernsehspielen und auch Schauspielen; bei letzteren betätigt er sich als Regisseur, aber auch persönlich als Schauspieler. Ich unterhalte mich sehr gerne mit ihm, den psychologischen Scharfsinn bewundernd, mit dem er meist unbewußte Widersprüchlichkeiten, Grotesken und Lächerlichkeiten bemerkt und unserem Bewußtsein zugänglich macht. Daß er sich nicht gerade beliebt macht, wenigstens bei gewissen Persönlichkeiten, ist klar.

Meine Geschwister

Mein Bruder Walther hatte 6 Kinder. Walther studierte an verschiedenen Universitäten, promovierte mit einer physiologischen Dissertation und wurde, nach langjähriger Tätigkeit als Oberarzt an gynäkologischen Universitätskliniken Ordinarius der Gynäkologie an der Universität Jena. Er starb nach einer glatt verlaufenen Prostataoperation an Verblutung, da seine Blutgruppe falsch bestimmt worden war.

Von seinen 5 Söhnen ist einer, noch in der Ausbildung als Mediziner stehend, in Jena spurlos verschwunden. Der älteste Sohn Wolfgang ist Ordinarius der Botanik an der Universität Erlangen, der nächste, Harald, ist Direktor einer großen Kinderklinik in Duisburg, dann kommt Albrecht, Kirchenmusikdirektor in Ulm.

Ein Sohn lebt in Jena, nämlich Hartmut Haupt. Einzige Schwester der fünf bzw. vier Brüder ist Elke, verheiratet in der DDR und Mutter von vier Kindern, von denen die älteste eine sehr begabte Cellistin ist und ein Bruder durch den Staat als Tenor ausgebildet wird.

Hartmut, der Physik studiert hat und als solcher lange Zeit in der Industrie tätig war, während dieser Zeit auch als Physiker promovierte, ist teils durch Selbststudium, teils auf Grund bestandener staatlicher Prüfungen teils als Orgelsachverständiger tätig, teils betätigt er sich als Orgelvirtuose, ein vielseitiger Mann also.

Das Schicksal meiner unverheirateten Schwester verlief sehr wechselvoll, vielleicht auch etwas bedingt durch die damaligen rückständigen Verhältnisse in Bayern, die ihr nicht gestatteteten, ihre ganze Studienzeit im Elternhaus zu verbringen. Um wenigstens den ersten Teil ihrer Studienzeit in Würzburg verbringen zu können, mußte sie sich durch Privatstudium auf das Abitur (als Externe) vorbereiten und konnte dann wenigstens ein paar Semester in Würzburg studieren, ehe sie den Rest des Studiums in Marburg (eben nicht in Bayern) absolvieren mußte. Nach bestandener Lehramtsprüfung schien alles weitere unproblematisch. Da erklärte Gertraud plötzlich, sie sei unfähig zu unterrichten und ließ sich durch keine Vorstellung davon abbringen. Von da ab war, wie bei ihrem Wesen beinahe vorauszusehen, ihr Leben nur noch eine Folge von vergeblichen Versuchen, eine feste Anstellung zu finden, mit schließlich als letztem Ausweg: kleine Angestellte bei der Partei. Nach 1945 ging sie zunächst nach Jena, um ihrer Schwägerin bei der Erziehung der Kinder zu helfen, kehrte nach einigen Jahren nach Würzburg zurück, wurde gegen eine geringe Buße als Mitläuferin eingestuft und konnte nach Bezahlung der bis dahin gestundeten Rentenbeiträge in Rente gehen. Sie wollte aber auch als Rentnerin nicht müßig gehen und erreichte, daß sie als Bibliothekarin beim Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Würzburg sich nützlich machen konnte. In dieser Stellung starb sie. Eine botanische Dissertation, die sie als zeitweilige Assistentin des Botanikers W. Burgeff schrieb, wurde von ihm in einem Nachruf hoch gelobt.

Die schönen Kissinger Jahre (1887–1899)

In unserer schließlich 5-köpfigen Familie herrschte eine gute, friedliche Atmosphäre. Die Eltern waren einander herzlich zugetan. Nie haben sie vor uns einander einen bösen Blick oder ein böses Wort zugeworfen, oder auch nur eine Verstimmung merken lassen. Allgemein zu reden, es wurden uns gegenüber in naiver Pädagogik je nachdem die Zügel kürzer angezogen oder weniger kurz gehalten. Bei Ungezogenheiten den Eltern gegenüber wurde natürlich schärfer vorgegangen und entsprechend bei tiefergehenden Streitigkeiten der Kinder untereinander.

Der gute Vater zeigte uns auf teilweise längeren Spaziergängen die herrlichen Rhönwälder im Westen und Nordwesten von Kissingen. Dabei lernten wir von ihm, der gerne botanische Systematik betrieb, vieles vom Leben in der Natur kennen, was vor allem für meine beiden Geschwister später nützlich war.

Der Vater machte gelegentlich Spaziergänge mit den Beamtenhonoratioren: Bezirksamtsmann, Ehrenamtsmann, Bezirksamtsassessor und andere (alle adlig). Es herrschte ein freimütiger Ton. (Beispiel: Als die Adligen sich einmal beklagten, daß die Ruine Bodenlaube so verwüstet worden sei, weil die Bauern die Steine zu Häuserbau weggebrochen hätten, sagte mein Vater trocken: sie haben sie vorher aber auch heraufgefahren, worauf alles lachte.)

Familienverkehr hatten wir nur mit dem Bauamtman Jakob Spieß, dessen damals noch kinderlose junge Frau sich sehr mit unserer Mutter anfreundete, und bei uns war die Tante Spieß wegen ihres herrlichen *Spritzgebäckenen* sehr beliebt. Spieß selbst, wesentlich älter

als seine Frau, war ein technisch ausgezeichneter Klavierspieler, der mit unserem Vater viel vierhändig musizierte; meinem Bruder und mir erleichterte er das Betreten der für die Kurgartenbeleuchtung erbauten Elektrizitätswerkes, in dem er uns zwei Gasmotoren, Gleichstromdynamos und große Akkumulatorenbatterien zeigen ließ. Spezielle Freunde hatten wir Buben in Kissingen nicht, auch meine Schwester keine feste Freundschaft. Schulen (Volksschule und die beiden ersten Klassen der Realschule) boten keinerlei Schwierigkeiten. Mit der Übersiedelung nach Würzburg war diese Idylle, wenigstens für meinen Bruder und mich, zu Ende.

Neues humanistisches Gymnasium

Unser Vater meldete uns beim neuen humanistischen Gymnasium (wohl auf Grund eingezogener Erkundigungen) an. (In unseren Augen erwies es sich freilich als ein schon recht altes Gymnasium). Die Disziplin war sehr streng, sowohl was den Unterricht betraf als die Befolgung der religiösen Pflichten (sonntäglich einstündiger Gottesdienst (röm. kath.) mit Predigt, viermal jährliche Beichte und Kommunion).

Dagegen war es in den a-Klassen (es gab daneben auch die b-Klassen) gegeben von einem milden alten Herrn, geradezu angenehm.

Am neuen Gymnasium ließ man sich leiten von dem bewährten Prinzip: Die beste Ausbildung des Geistes bestehe im Memorieren. Ich bediene mich dabei — der Fachdidaktiker und Fachpsychologe möge mir verzeihen — der folgenden Terminologie. Unter dem Memoriergedächtnis verstehe ich die Fähigkeit, eine sinnlose Folge von Worten (man könnte vielleicht auch sagen, eine zufallsartige Wortfolge) innerhalb jeweils vorgegebener Zeit derart dem Gedächtnis einzuprägen, daß man nach gegebener Zeit im Stande ist, die Folge fehlerlos wiederzugeben (aufzusagen). Sind nur bestimmte (sinnvolle) Folgen memorierbar, so spreche ich von einem Interessengedächtnis. Eine Person kann beliebig viele Interessengedächtnisse besitzen.

Walthers und mein Unglück war, daß wir nicht über ein (reines) Memoriergedächtnis verfügten, und daß unsere Interessengedächtnisse nicht altphilologisch waren, sondern vorwiegend naturwissenschaftlich-technisch. Man kann sich also unsere Lage vorstellen, wenn man bedenkt, daß wir das Studium an einer Universität anstrebten, also ein humanistisches Abitur anstreben mußten, da in Bayern der anderswo aufgegebene Grundsatz festgelegt war: ohne humanistisches Abitur kein Universitätsstudium. So mußten wir also die Jahre bis zum Abitur mit unseren Gedächtnisproblemen leben, keine schönen Aussichten.

Im neuen Schuljahr waren wir in die 4a-Klasse versetzt worden, in der zum Latein das Griechische hinzutrat. Um das Schreiben der griechischen Buchstaben ohne Papierverschwendung lernen zu können, hatten wir Schiefertafeln und Griffel zu benutzen. Ein großer Teil der Unterrichtsstunde wurde von dem Professor damit zugebracht, daß er einem Schüler, der ihn gerade geärgert hatte, die Schiefertafel an den Kopf schlug und ihn dabei mit: *Du elends Mensch* betitelte (der Ärger war echt). Walther hatte das Pech diesen Professor dadurch geärgert zu haben, daß er mich bei ihm in Schutz nahm. Niemand wunderte sich, daß meinem lieben Walther der Aufstieg in die Klasse 5a verwehrt wurde, er vielmehr die 4.

Klasse wiederholen mußte. Daß mir das doppelt schmerzlich war, da Walther jetzt erst ein Jahr nach mir vorraussichtlich Abitur machen würde, wird man verstehen. Immerhin war Walther von da ab in den b-Klassen und hatte den mit Abstand besseren Mathematiker. Er wird aber von jetzt ab nur mehr sporadisch in meinem Lebensbericht auftreten.

Ich hatte Fleiß aufwenden müssen, um in Mathematik einen guten Zweier zu halten. Da entdeckte ich im Herbst 1900 nach den großen Ferien, daß mir die in den bayerischen Schulbüchern ebenso mageren wie biedereren *mathematischen* Tatsachen und ihre Erörterungen durch die Professoren eigentlich selbstverständlich seien. Ich konnte daher meine Hefte in der Schule lassen und die *Hausaufgaben* in anderen Unterrichtsstunden nebenher erledigen. Das war angenehm, forderte aber mich nicht zum Nachdenken auf.

Die Situation änderte sich für mich schlagartig, als mir kurze Zeit später das Planimetriebuch meines Onkels Max Rheinboldt in die Hände fiel, das dieser Onkel auf einer höheren Schule in Baden-Baden benutzt hatte, (Verfasser: Dr. Theo Spieker, Oberlehrer an der Realschule zu Potsdam; 13. verbesserte Auflage, Potsdam 1877). Mit solchen Büchern wurde also in Preußen und Baden an höheren Schulen unterrichtet, während wir in Bayern, wenigstens am Würzburger *neuen* Gymnasium, mit dünnen Leitfäden abgespeist wurden, die überdies noch als der Auslegung durch den Professor bedürftig angesehen wurden. Man vergleiche demgegenüber die Tradition, zum Beispiel bei Platon, auf die sich ja der Unterricht in Mathematik dauernd bezog.

Man könnte einwenden, daß in Baden unser Onkel Max nicht ein humanistisches Gymnasium besuchte. Daß dieser jedoch sicherlich ein humanistisches Gymnasium besuchte, dafür bürgt die tiefe Abscheu für die humanistische Bildung jener Tage, die unser Onkel unter unserem begeisterten Beifall äußerte.

Beim Blättern in diesem über 400 Seiten starken Buch und unter dem Eindruck der Fülle von Lehrsätzen und Aufgaben überkam mich plötzlich ein seelisches Innewerden der Mathematik als eines für mich allerhöchsten Wertes. Ich *erlebte* für mich die Mathematik. Den Spieker sich anzueignen mußte ein höchster Genuß sein. Ohne Zögern begann ich mit dem Studium des Spieker und ruhte nicht, bis ich glaubte, alles verstanden zu haben und bis ich alle Aufgaben gelöst hatte. Mein Hunger nach mehr Mathematik war geweckt. Das nächste waren zwei Göschendändchen Darstellende Geometrie, fast selbstverständlich, und eine Niedere Analysis (Sporer) aus dem ich das Operieren mit monotonen Folgen reeller Zahlen lernte, aber keine Limestheorie und keine *Höhere Analysis* (Diff.- und Integralrechnung). Aus welcher Zeit das Buch stammte, ergibt sich aus einer dortigen Anmerkung, derzufolge das Rechnen mit Limiten nicht mehr zur Mathematik gehöre, sondern als eine Metaphysik der Mathematik zu betrachten sei. Hiermit wird deutlich, daß das Buch aus der Zeit stammte, als die durch Weierstraß und seine Zeitgenossen geschaffenen Grundlagen noch nicht gelegt waren, aber das noch nicht artikulierbare Bedürfnis nach einer Vertiefung empfunden wurde.

Dann aber kam ich an eine *höhere Mathematik* des Weierstraßschülers Otto Biermann, einen systematischen Aufbau der reellen Analysis im Sinne von Weierstraß (aber ohne Differential- und Integralrechnung). Das war ein härterer Brocken als alles Vorhergehende. Ich biß mich aber durch und konnte das Buch gerade noch im Jahr vor dem Abitur durcharbeiten. Daß ich alles verstanden hätte suchte ich dadurch zu kontrollieren, daß

ich einen Plan einer im Sinne von Weierstraß–Biermann aufgebauten Diff.– und Integralrechnung skizzierte. Ein Vergleich mit dem Buch von Stolz in der Univ.–Bibliothek ergab Übereinstimmung. Das formale Differenzieren und Integrieren hatte ich (streng) gelernt. Noch heute erinnere ich mich an den Genuß, den ich bei Darstellungen z. B. von π durch ein uneigentliches Integral einer rationalen Funktion empfand bei gleichzeitigem Anhören einer von meinem Vater gespielten Klaviersonate von Joseph Haydn.

Durch alle diese Selbststudien war ich, wie ich später feststellte, vorbereitet schon für die mich erwartenden Vorlesungen an der Universität, die ja damals noch ausschließlich Themen der reellen Analysis im Sinne von Weierstraß–Biermann betrafen. Ich hatte also niemals Schwierigkeiten, die solchen Vorlesungen zu Grunde liegenden Voraussetzungen zu verstehen. Ich darf dazu bemerken: Ich habe das alles allein, ohne jede Hilfe dritter Personen mir erarbeitet.

Zusatz: Über Mathematik habe ich meines Wissens nur mit Otto Volck gesprochen. Erstens war Otto Volck mein Lehrer in den ersten Klassen der Kissinger Realschule. Und später (ich hatte Spieker schon gelesen) traf ich mit Otto Volck in Kissingen zusammen. Volck war eng befreundet mit Onkel Max und dieser hatte Walther und mich zu sich nach Kissingen eingeladen. So ergab sich ein Treffen mit Volck von selbst. Volck, selbst nicht mathematisch produktiv, las mit mir eine Abhandlung über das Apollonische Problem, die im Sinne der projektiven Geometrie geschrieben war als Darstellung bei Spieker. Für anregende Stunden dabei bin ich dankbar. Andere mathematische Fragen wurden dabei nicht berührt, insbesondere also keine aus der Analysis. Spätere Arbeiten, die ich (als Privatdozent usw.) ihm zusandte, blieben ausnahmslos unbeantwortet.

Damit ist meine mathematische Entwicklung auf dem neuen Gymnasium also bis zum Abitur vollständig erzählt.

Dagegen ist über nicht-mathematische Erlebnisse, das im Text anschließende Abitur inklusive, folgendes zu berichten: In der 8. Klasse wurde der Zeichenunterricht von einem Herrn von Rietzenstein, einem ungewöhnlich kenntnisreichen und vielseitig interessierten Philologen erteilt. Im Laufe eines Gesprächs, das ich mit ihm führen durfte, erwähnte er auch den korinthischen Stil. Entwicklungen in den Künsten, das war für mich etwas ganz Neues; denn immer war mir im Unterricht ein Kunstwerk als im wesentlichen für sich, also ohne Bezugnahme auf ein anderes, also sozusagen isoliert, gezeigt worden.

Ich war von diesem neuen Gesichtspunkt so angetan, daß ich als Thema meines vor der Klasse zu haltenden Vortrages wählte: Die Entwicklung des Stils der griechischen Tempel. So erschien es mir nur als Fortsetzung dieser Thematik, als der Ordinarius meiner Klasse 9a, nämlich der soeben ans neue Gymnasium als Oberstudiendirektor versetzte Dr. Wilhelm Zipperer, uns erklärte: Er habe bei uns Deutsch, Griechisch und Geschichte zu geben; er werde diese drei Fächer zusammenlegen und uns eine zweisemestrige wöchentlich dreistündige Vorlesung darüber halten. Betiteln würde ich diese Vorlesung etwa so: Ausgewählte Kapitel aus der Geistesgeschichte.

Ich nenne nur zwei Beispiele behandelter Fragestellungen: Die Technik des altgriechischen Dramas im Vergleich mit der des modernen Dramas und: Besprechung der damals gerade erschienenen Schrift von Wilhelm Dilthey Erlebnis und Dichtung. Bei dem Eindruck, den mir seinerzeit schon der Entwicklungsgedanke in einer Geschichte der Architektur gemacht

hatte, ist es selbstverständlich, daß ich den Ausführungen von Zipperer begeistert und mit höchster Aufmerksamkeit folgte. Zipperer hat (ohne Zuhilfenahme der Memoriermethode) mich *geisteswissenschaftlich* (und nicht philologisch) *gebildet* und mein Interesse für diesen Bereich geweckt. Hierfür kann ich ihm nicht dankbar genug sein.

Als einen Mißton empfand ich die Rektoratsverfügung, der zufolge wir Oberklässer Tanzen ohne Damen erlernen sollten. Böse Mäuler bemängelten, daß die schon ältliche Tochter des (alten) Tanzmeisters diesem als Hilfe assistieren durfte, was einen Stilbruch bedeutete. Andererseits wurde anerkannt, daß durch Ausschluß der Damenwelt (ausgenommen Hetären) der in Athen herrschenden Sitte bezüglich der frauenlosen Männergastereien Genüge geleistet sei. Gänzlich fehl am Platze fand ich dagegen, daß durch Rektoratsverfügung eine *Froschverbindung* gegründet wurde mit (natürlich) dem Klassenprimus als *Präses*, Kneipkomment usw. M. E. ist es nicht Aufgabe der Schule, den Hochschulen wohlausgebildete Verbindungsstudenten zu liefern. Zipperer sah die Sache freilich anders, nannte meine Gesinnungsgenossen *Querköpfe* (womit er m. E. durchaus Recht hatte).

Die gegenseitigen Empfindungen zwischen Zipperer und mir waren also durchaus kontrovers. Durch Zipperer bekam mein Andenken an das Neue Gymnasium einen durchaus versöhnlichen Abschluß, trotz der jahrelangen Memorierqual.

Nicht mit auf die Universität bekam ich vom Neuen Gymnasium: Eine systematische Ausbildung in Physik (was ich auf der Universität nachholte) und gesellschaftlichen *Schliff*. Beides wäre bei dem neben dem neuen Gymnasium gelegenen, von einem Weltmann geleiteten und mit vorzüglichen Lehrkräften besetzten Realgymnasium nicht der Fall gewesen. Insbesondere bewies dieses Realgymnasium, daß der Spruch: *non scolae sed vitae discimus*, kein vortäuschendes Gerede zu sein brauchte. Und was die Physik anbelangt, so war einerseits der Mathematik- und Physik-Unterricht in unserer Klasse 9a praktisch Null; und andererseits wäre es mir bei den unvermindert philologischen Ansprüchen seitens der Schule gar nicht möglich gewesen, nebenher meine mathematische Selbstausbildung so weit zu treiben, wie das tatsächlich der Fall war: Rücksicht auf noch so wertvolle Sonderinteressen bei Schülern wurde auch in den letzten Klassen grundsätzlich nicht genommen; als ob nicht gerade die Pflege von Individualitäten in vernünftigen Grenzen eine wesentliche Aufgabe der Schule gewesen wäre. Für genügend starke Naturen ist natürlich der Zwang zur Selbständigkeit das weitaus Bessere.

Eine Ausnahme bildet nur der regelmäßige Gedankenaustausch mit meinem Freund Hans Fischer, der von der Mathematik begeistert war wie ich, mir aber anfangs mathematisch überlegen (und ein Schachspieler, gegen den ich jede Partie verlor). Er hatte auch schon eigene mathematische Einfälle, während ich noch keine eigenen Fragestellungen besaß. Dies änderte sich in der Arbeit an meiner Examensarbeit vollständig. Offenbar war mein liebster Freund viel früher entwickelt als ich, kam aber dann zum Stillstand.

In Würzburg zwischen Abitur und Universität

Angesichts meiner Begegnung mit der Mathematik war es für mich ganz selbstverständlich, daß ich Mathematik und Physik studieren würde.

Mein Übertritt zur Universität brachte für mich persönliche Probleme, nämlich solche, die mein Auftreten gegenüber den verschiedenen Komilitonen betrafen. Bei meiner Neigung, mich auf mich selbst zurückzuziehen und eigene Wege zu gehen, sei, wie meine Eltern meinten, die Gefahr groß, daß ich bald ein komischer Heiliger sein werde, wenn dieser Gefahr nicht rechtzeitig begegnet werde.

Ich erkannte die elterlichen Bedenken an und sann mit ihnen auf Abwendung. Als das einfachste Mittel stellte sich heraus: Eintritt in eine (entsprechend gesellschaftlich ange-sehene) Vereinigung. Eine solche war die Würzburger Burschenschaft Arminia, der schon sieben Nachkommen des Amorbachers angehörten. Der Entschluß, in die Arminia einzu-treten, wurde mir durch deren großzügiges Zugeständnis erleichtert, auf der Kneipe einen undurchsichtigen Krug zu benutzen (Wasserhaupt), was mich von jedem Trinkzwang un-abhängig machte. Ich lebte mich rasch ein und war schon am Ende des zweiten Semesters gesellschaftlich *fit*.

Daß mein Entschluß, Mathematik zu studieren, Kritik bei *Gebildeten* hervorrufen werde, war überraschend. Als mein Vater so ganz nebenbei erzählte, sein Ältester werde Mathema-tik studieren, erhielt er als Antwort: Herr Oberlandesgerichtsrat, das werden Sie doch nicht dulden, das ist doch nicht standesgemäß. Wir lachten zunächst. Dann aber wurde uns die ganze Überheblichkeit bewußt, mit der da über ein Studium abgeurteilt wurde, von dem der Betreffende offenbar gar nichts verstand, eine Überheblichkeit, die an das in den fünf-ziger Jahren übliche: *Mathematicus non est collega* erinnerte (Folge eines humanistischen Bildungsmonopols?).

Später stellte ich mich ahnungslos in Mütze und Band dem damals einzigen Mathematiker an der Universität, dem Geheimrat Friederich Prym vor, der, als er Band und Mütze sah, sofort apodiktisch erklärte, aktiver Student zu sein und gleichzeitig erfolgreich Mathematik zu studieren sei unmöglich. (Dabei war sein Freund, der Geheimrat Adolf Krazer alter Korpsstudent!) und bei seiner Behauptung blieb Prym auch im weiteren Verlaufe unseres Gesprächs, in welchem er sich nach meinen Lebensumständen erkundigte.

Als Zeichen, wie wenig von der *Kultur beleckt* Teile von Deutschland damals — ca. 1903 — noch waren, zeigt folgende Begebenheit:

Mein Bruder und ich, zusammen mit unserem Vater, waren Gäste beim Bruder August 2 meines Vaters in Bad Soden. Auf der Rückreise nach Würzburg nahmen wir meinen Vetter Heiner mit.

Wir machten eine Wanderung im Spessart — Heigenbrücken–Mespelbrunn–Wertheim —. Wir waren schon in der Nähe von Wertheim, nämlich in Haßloch, als Heiner den Wunsch nach einer Einkehr äußerte. Wir bekamen vermutlich Milch, aber Heiner bestellte großspu-rig einen *Mainzer Handkäs*.

Nach einiger Zeit kam die Wirtin mit dem von uns Bestellten zurück; unter anderem mit einem auf der flachen Hand liegenden *Mainzer Käse*.

Heiner pflegte noch wochenlang mit entsprechender Ausschmückung von diesem Erlebnis zu erzählen.

Aus der Zeit zwischen Abitur und Universität sind als mathematisch für mich wertvoll zu erwähnen: Der etwa achttägige Aufenthalt in Gießen. Onkel Hermann ließ mich tagelang im Bücherhaus seiner schönen neuen Bibliothek kramen. Dabei lernte ich eine Menge Tat-

sachen aus der Geschichte der Mathematik und aus den Lebensläufen von Mathematikern kennen.

Zuvor hatte ich mit Walther, der sich auf dieser Reise als der weitaus unternehmungslustigere erwies, eine Wanderung längs der Ostseeküste von Stralsund bis Lübeck und danach eine Wanderung in der Lüneburger Heide mit dem Steglitzer Wandervogel gemacht und war dann per Schiff von Köln den Rhein hinauf nach Mainz gefahren, eine lange aber unterhaltsame Fahrt. Nach einem Aufenthalt bei den Sodnern war ich von Limburg das einzigartige Lahntal hinauf gewandert, nach Gießen (eine Übernachtung einschließlich Hasenpfeffer am Abend und Frühstück am Morgen kostete eine Mark und fünfzig Pfennige, damalige Währung).

Universitätsstudium 1906–1910 in Würzburg (incl. Berlin)

Da ich die bayer. Staatsprüfung für das höhere Lehramt anstrebte, mußte ich neben Mathematik auch physikalische Studien nachweisen, die ja bei meinen Selbststudien auf dem Gymnasium zu kurz gekommen waren.

Ich berichte zunächst über die Physik. Vom ersten Tag an besuchte ich die Experimentalvorlesungen des großen Physikers Willy Wien, die mir sehr gefielen, im Gegensatz zu manchen anderen Studenten. Anders stand es mit dem physikalischen Praktikum. Meiner Meinung nach war wegen schlechter Instrumente ein fundiertes Urteil über experimentelle Fähigkeiten des Praktikanten unmöglich. (Kein Vergleich mit dem mir durch Gudden in den späten 1920-iger Jahren vorgeführten Göttinger Praktikumsmodell)

Die Theoretische Physik war in Würzburg solide, aber von neueren Entwicklungen kaum berührt. Später besuchte ich auch das physikalische Kolloquium, bei welchem von den Teilnehmern neuere Publikationen referiert wurden.

Nach meiner Promotion wurde ich auch zum Nachkolloquium im Ratskeller eingeladen. Hier war für mich das Zuhören am wichtigsten.

Entsprechend wie für die Physik, berichte ich jetzt über von mir gehörte Würzburger mathematische Vorlesungen. Bei Prym hatte ich in meinem 3. und 4. Studiensemester Differential- und Integralrechnung zu belegen, die ich als klassisch solide bezeichnen möchte. Bei Georg Rost, einem früheren Schüler von Prym, hörte ich vor allem im 1. und 2. Semester elementare Algebra, also ohne Gruppentheorie, Darstellende Geometrie mit Übungen und elementare ebene algebraische Kurven.

Besonders erwähne ich Rost's Vorlesungen über Astronomie und Astrophysik mit den zugehörigen mir unvergeßlichen nächtlichen Übungen in der alten, auf dem Neubauturm untergebrachten Jesuitensternwarte. Hier lernten wir mit den alten, etwas modernisierten Instrumenten Messungen auszuführen. Und dabei ergab sich auch Gelegenheit zu zwanglosen Gesprächen zwischen Dozenten und Studenten mit all den Vorzügen solcher Gespräche. Daß ich auch jetzt noch das lebhafteste Interesse für diese schönen Gebiete besitze, habe ich meinem verehrten Lehrer Rost zu verdanken.

Ein dritter, von mir nicht minder hochverehrter Lehrer war der aus München berufene Doktor Eduard Ritter von Weber, der seit meinem dritten Semester in Würzburg lehrte. Von ihm wurde ich vor allem in die Theorie der gewöhnlichen und partiellen Differentialgleichungen eingeführt (ohne Fuchssche Theorie oder Liesche Gruppen oder Randwertaufgaben); außerdem hörte ich bei ihm Differentialgeometrie und (reelle) Analysis (ohne Differential- und Integralrechnung) alles in skalarer Darstellung.

Im Herbst 1909 erhielten wir einen dritten Mathematiker, nämlich den aus Erlangen als Extraordinarius berufenen Privatdozenten Dr. Emil Hilb.

Da ich schon ein *hohes* Semester war, überdies keine Klausuren mehr zu befürchten hatte, hörte ich nur noch Spezialvorlesungen, und zwar ausschließlich bei Hilb, meist über moderne Fragen aus der reellen klassischen Analysis. Hilb, dem ich als Examenskandidat zugewiesen war und der später mein Doktorvater werden sollte, forderte mich fast täglich zu mathematischen Spaziergängen auf und zwar unabhängig von Gesprächen, bei denen es um Fragen der Dissertation ging.

Gerade die ersten Spaziergänge führten zu gemeinsamen Fragen, deren Bearbeitung sich in einigen gemeinsamen Noten niederschlug. Notwendig führte das auch zu persönlich freundschaftlichem Verhältnis, das auch ebenso wie gemeinsame Arbeit erhalten blieb, als ich Würzburg verließ. Zu früh endete alles mit dem Tode von Hilb, dem dritten meiner Würzburger Lehrer, dem ich zutiefst dankbar bin.

Noch eine kurze Bemerkung über Unterschiede in der Vortragsweise verschiedener Dozenten. Die Vorlesungen waren ausnahmslos gut vorbereitet. Ich habe nie erlebt, daß in einer Vorlesung unerwartet Schwierigkeiten in Behandlung oder Beweis auftraten, die nicht in der Vorlesungsstunde selbst behoben werden konnten. Die Vorträge hielten sich i. a. streng an das Thema; nur Hilb gestattete sich Abschweifungen; die dabei gemachten *Aperçus* waren für mich besondere Leckerbissen. Im Sprechtempo gab es kaum größere Unterschiede als zwischen Rost und von Weber: Bei Rost hatte man am Schluß der Vorlesungsstunde ein fertiges Manuskript in Händen, während ich bei von Weber i. a. nur den Wortlaut der Behauptung notieren konnte und den Beweis mir, sei es aus dem Gedächtnis, sei es mit Hilfe von Literatur rekonstruieren mußte. Fraglos habe ich unter diesem Zwang viel gelernt. Das Tempo von Hilb lag zwischen beiden, aber näher an Rost.

Gestellte Übungsaufgaben wurden auf hektografierten Blättern verteilt, eingegangene Bearbeitungen vom Assistenten oder Dozenten korrigiert. Nur Herr von Weber korrigierte die meist nicht zahlreichen Bearbeitungen seiner Aufgaben persönlich, wobei er mir oft auf die Finger klopfte, wenn er Flüchtig- oder Nachlässigkeiten bemerkte. Dabei drang er also unerbittlich auf Kürze des Ausdruckes (Klarheit und Strenge). Ich weiß, wie viel Dank ich ihm für all dies schulde. Übrigens hatte das Webersche Sprechtempo den Vorteil, daß die Weberschen Vorlesungen recht inhaltsreich waren.

Das Staatsexamen

Da ich von mir aus niemals an eine akademische Laufbahn gedacht habe, mußte ich mich dem Staatsexamen unterziehen. Dieses ist daher zu beschreiben. Das Examen bestand

aus zwei Abschnitten, deren ersten man sich nach frühestens vier, den zweiten aber nach frühestens acht Studiensemestern unterziehen konnte.

Der erste Abschnitt bestand aus Klausur und einer mündlichen Prüfung. Die Klausuren nahmen eine Woche in Anspruch; und zwar wurden Klausuren geschrieben Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag vor- und nachmittags, Mittwoch und Samstag nur vormittags. Die mündliche Prüfung fand etwa zehn Tage nach Schluß der Klausuren statt. Der zweite Abschnitt erforderte die Vorlage einer wissenschaftlichen Arbeit mit anschließendem Kolloquium.

Zur Erlangung einer guten Note im ersten Abschnitt mußte man selbstverständlich die verschiedenen Gebiete, aus denen Klausuren zu schreiben waren, beherrschen und hinreichend viele der gestellten Aufgaben gelöst haben, man mußte aber auch möglichst viele Aufgaben, die in früheren Jahren in der Prüfung gestellt worden waren, lösen. Denn notwendigerweise traten immer wieder ähnliche Aufgaben auf.

Anmerkung: Wie notwendig solches Aufgabenlösen war, berichtet eine sicher nicht erfundene Geschichte. Ein international bekannter Mathematiker ist in England zu Besuch. Sein Gastgeber überredet ihn, an einer englischen Klausur teilzunehmen. Ergebnis: Unser Internationaler schaffte gerade noch das schlechteste *Genügend*.

2. Zusatz: Da alle Prüfungen in München abgehalten wurden, mußten alle Prüflinge aus Würzburg und Erlangen nach München reisen, dort während der Prüfungen wohnen usw. Daran, daß dies eine schwere Benachteiligung der *Provinz* gegenüber München bedeutete, daran scheint niemand in München gedacht zu haben. Dies hatte historische Gründe. Die Existenz des Königsreiches beruhte auf der Annexion von, kurz gesagt, Nordbayern durch Südbayern, so daß nur durch strengste Ausrichtung der ganzen Staatsverwaltung in Richtung München wahrscheinliche Ausbruchversuche verhindert werden konnten. Daß inzwischen die Zügel etwas weniger straff angezogen sind, dafür habe ich, wenigstens was Kunstwerke anlangt, persönliche Beispiele.

Mein Examen

Nach diesem *Vorgriff* wende ich mich wieder meinem persönlichen Schicksal zu. Im Herbst nach dem Ende meines vierten Studiensemesters wäre der früheste Termin gewesen, zu dem ich mich dem ersten Prüfungsabschnitt hätte unterziehen können. Nach Prym waren meine Aussichten nicht gut, die Prüfung mit einer halbwegs guten Note zu bestehen. Bei einem gelegentlichen Gespräch mit Rost meinte ich, es sei wohl besser, noch ein Jahr zu warten, worauf ich die für mich unerwartete Antwort erhielt: Ja, wer soll denn dann jetzt in die Prüfung gehen? Ich folgte Rost, war aber letztlich doch noch etwas unsicher, so daß ich Rost noch während der mündlichen Prüfung etwas zaghaft fragte, ob ich bestehen würde. Darauf das Mitglied Rost des Prüfungsausschusses diplomatisch: Sie können zufrieden sein.

Zusatz

Mein Prüfungsergebnis löste in Würzburg bei Prym Aufregung aus (dessen frühere Propezeihung ich widerlegt hatte). Ich hatte in meinem dritten und vierten Semester bei Prym Differentialrechnung belegen müssen, war aber im vierten Semester nur selten anwesend, hauptsächlich deshalb, weil mir die Aufzählung integrierbarer rationaler Funktionen zu langweilig war. Als nun Prym erfuhr, ich habe als einziger die Aufgabe aus der Integralrechnung gelöst, soll er ausgerufen haben: Ist ja nicht möglich, der Schwänzer hat ja zuletzt fast immer gefehlt. Ich hatte offensichtlich auch ein zweites Prymsches Prinzip widerlegt. Ich selbst hätte einem solchen *Schwänzer* mindestens ein Lob erteilt.

Mein fünftes Universitätssemester brachte ich in Berlin zu, wo ich mit meinem lieben Sodener Vetter August mich bei dem gleichen Vermieter einlogierte. Mathematisch bot mir Berlin nichts, abgesehen von einer Schottkyschen Vorlesung über komplexe Funktionen einer komplexen Variablen; leider kam Schottky in diesem einen (Winter-)Semester nicht zu seinen Sätzen.

Um so mehr Anregung empfing ich dagegen durch den eifrigen Besuch von Theateraufführungen und Musikveranstaltungen. Interessant war für mich bei den Hauptproben der Philharmonie (Studentenkarte, kein Programm, Parterrestehplatz) an der Art der musikalischen Auffassung des Dirigenten zu erkennen, ob bei einer klassischen Komposition ein *Prominenter* am Pult stand oder nicht. Im ersteren Falle konnte ich darauf rechnen, eine Komposition so zu hören, wie ich sie von der zweihändigen Klavierwiedergabe meines Vaters her kannte und heute leider nur noch ganz selten hören kann.

Mit Literatur habe ich mich weniger beschäftigt, dagegen um so mehr mit den herrlichen Kaiser-Friedrich-Museum und Nationalgalerie (beide unmittelbar hinter der Universität gelegen). Ich war fast täglich dort. Ohne vorbereitende Lektüre betrachtete ich besonders oft solche Objekte, die mir besonders gefielen, und entdeckte später beim Besuch anderer Sammlungen, daß sich mein Geschmack in bestimmter Richtung *gebildet* hatte, später eine neue Quelle der Anregung für mich.

Im Frühjahr 1909 war ich wieder in Würzburg, wo ich u. a. eine, mich sehr anziehende (vektoriell dargestellte) analytische Mechanik von Rost in einer Nachschrift las. Etwa besuchte Vorlesungen habe ich vergessen.

Nun war es für mich an der Zeit, mich nach einem Thema für die Arbeit des 2. Prüfungsabschnittes umzusehen. Da ich selbst keine Probleme hatte, verwies mich Rost auf ein vom Ministerium gestelltes Thema. Leider ergaben von mir angestellte Rechnungen, daß aus den Voraussetzungen die Negation der Behauptung folgt. Das Thema war also (vermutlich) unbrauchbar.

Da bot sich unvermutet die Möglichkeit für ein anderes Thema: Man vertraute mich dem neuernannten Extraordinarius Dr. Emil Hilb (berufen aus Erlangen) an. Der hatte auch sofort ein Thema aus dem Gebiete homogener, linearer, gewöhnlicher Differentialgleichungen zweiter Ordnung bei der Hand. Zunächst sollte die Aufgabe mit Hilfe von Integralgleichungen angegangen werden. Dazu waren Literaturstudien nötig. Ich war zu langsam, Hilb tadelte mich deshalb, ich meinerseits ärgerte mich über seinen Tadel und versuchte aus Trotz das Problem einmal ohne diese Integralgleichung anzugehen. Aber nach einigen Ver-

suchen hatte ich mit meinen zunächst recht simplen Überlegungen Glück. Und nachdem einmal ein Durchbruch gelungen war, vereinfachten sich die Beweise und verallgemeinerten sich die Behauptungen immer mehr. Bis Ende Februar 1910 war genügend Material sowohl für eine Examensarbeit als auch für eine Dissertation gewonnen. Im Juli bestand ich das Rigorosum und im Oktober 1910 das Staatsexamen.

Am 1. November trat ich (wieder einmal *unstandesgemäß*) bei der 2. Kompanie des 2. Trainbataillons Würzburg als Einjährig-Freiwilliger ein. Meine Wahl des Truppenteils war veranlaßt durch die Erfahrung, daß man gerade beim Train viel freie Zeit (für Mathematik) habe.

Leider waren einige (neu eingetretene Einjährig-Freiwillige) meiner Kompanie, vom Lande kommend, so tolpatschig, daß sie bei einigen Offizieren des Bataillons unangenehm auffielen, woraufhin unser Rittmeister meiner Kompanie befahl: Bis 1. April haben sämtliche Einjährig-Freiwillige an allen Stalldiensten teilzunehmen. Das bedeutete: Dienstantritt morgens um fünf Uhr, Dienstschluß abends achtzehn Uhr. Im Sommer hatte ich dann Zeit auch für etwas Mathematik. Am dreißigsten Oktober 1911 wurde ich als Vizewachtmeister der Reserve entlassen.

Zu meiner Militärzeit ist noch folgendes nachzutragen: Kurz vor Eintritt beim Militär empfang ich mit meinem Examenskameraden die ministerielle Mitteilung: Keiner des Jahrganges 1910 kann vor 1919 angestellt werden. Die Anzahl geprüfter, aber noch nicht angestellter Studienräte muß also damals in Bayern sehr groß gewesen sein. Da dachte ich: Versuchen wir doch einmal, ob auch Hamburg unter einer solchen Intelligenzfülle leidet.

Ich sandte also meine Zeugnisse einem Konphilister, der Mitglied der Hamburger Bürgerschaft war. Er meinte, mit solchem Zeugnis sei es nicht schwer, in die Liste der Bewerber um Anstellung aufgenommen zu werden. Noch während meines Militärjahres erhielt ich aus Hamburg eine Anfrage, wann man mich im Unterricht hören könne. Das war damals unmöglich. Weltkrieg! Ich selbst kam nicht weiter auf die Angelegenheit zurück, da ich Privatdozent in Karlsruhe geworden war. Erst nach unserer Heirat berichtete ich Edith von Hamburg und vereinbarte mit ihr: Wenn wir bis 1924 keinen Ruf haben, versuchen wir es mit Hamburg (für den Notfall bleibt immer noch Bayern). Aber 1924 war ich schon Dekan in Erlangen.

Ich war kaum vom Militär entlassen, als mich Rost und Hilb darauf aufmerksam machten — und das ist das zweite nachzutragende Ereignis —, es bestehe gute Aussicht, daß ich ein Lamontstipendium der Universität München erhalten würde, wenn ich mich bewürbe. Denn laut Testament könne das Stipendium (20.000,- jährlich, damalige Währung) nur an Bewerber vergeben werden, die Mitglieder der römisch-katholischen Kirche sind, wie das bei mir der Fall sei. Zudem aber (und darüber mußte ich mich wundern) sei die Anzahl der danach in Betracht kommenden Bewerber gering.

Ich befolgte den mir gegebenen Rat und erhielt das Stipendium, zunächst für zwei, in München zu verbringende Semester. Mathematisch anregend für mich war eine Vorlesung von Pringsheim über ausgewählte Kapitel der Reihenlehre, sowie ein von Hartogs und Rosenthal geleitetes Kränzchen, in dem die meist auswärtigen Teilnehmer über eigene Arbeiten vortrugen.

Vor allem aber waren es die Vorlesungen und Seminare von Sommerfeld, die mich anzo-

gen und durch die meine Vorbildung in theoretischer Physik erheblich erweitert wurde. Sommerfeld betrachtete mich auch in gewissem Sinne als seinen Schüler, wie ich bei späteren Zusammentreffen bemerken konnte. So wurde er zum Mittelpunkt meiner Münchener Semester. Eine von Hilb angeregte Note über Reihenentwicklungen nach Eigenfunktionen einer Sommerfeldschen Randwertaufgabe bei gewöhnlichen linear-homogenen Differentialgleichungen vierter Ordnung von mir legte Sommerfeld der bayer. Akademie der Wissenschaften vor.

Im Übrigen beschäftigte mich in München, wie auch später in Breslau, Karlsruhe und Erlangen die Verallgemeinerung der Prymschen Funktionen, die später zum Existenzbeweis von Scharen auf einer Riemannschen Fläche regulärer Potentialfunktionen, die bei Decktransformationen von sich in vorgeschriebener Weise linear transformieren, führten. Mit großem Genuß las ich dabei Hermann Weyl's Riemannsche Flächen.

Meine ersten nicht, auch nicht mittelbar beeinflussten Arbeiten waren die über geometrische Ordnungen, Untersuchungen die allerdings erst in Erlangen einsetzten. Während meines Militärjahres hatte ich meine Dissertation verallgemeinern können, eine Verallgemeinerung, die später die Unterlage meiner Habilitationsschrift werden sollte. Soviel über meine Münchner Zeit.

Ich beantragte nun die Fortgewährung des Stipendiums, zunächst für Breslau. In Breslau waren zu jener Zeit Universität und Technische Hochschule glänzend besetzt: An der Universität lehrten Adolf Kneser und Erhard Schmidt, an der technischen Hochschule Caratheodory und Steinitz, der große Schweiger, der wenige Jahre zuvor seine Algebraische Theorie der Körper veröffentlicht hatte, von der ich in Breslau nicht ein Sterbenswort hörte, sondern deren Bedeutung mir erst Emmy Noether klar machte (vgl. Seite 32).

Daß ich in Breslau nichts von Steinitz hörte, ist aufschlußreich bezüglich der damals noch herrschenden Einstellung der Überzahl der Mathematiker gegenüber der im Kommen begriffenen Moderne (vgl. die Seiten 14 und 32). Bei Kneser hörte ich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die mir deshalb etwas konventionell erschien, weil sie die mir bekannten Ideen von v. Mises nicht berücksichtigte. Erhard Schmidt trug eine glänzend dargestellte Integraltheorie nach Lebesgue vor, Caratheodory behandelte unstetige Lösungen von Variationsproblemen.

Daneben verkehrte ich in dem Kreis um den theoretischen Physiker Clemens Schäfer, zu dem eine Reihe interessanter junger Leute gehörte, die mir manche Anregung gaben. Im Winter unternahm ich einige Reiseausflüge ins Riesengebirge. Noch, ich glaube vor Weihnachten, fragte der Ordinarius der Mathematik an der technischen Hochschule Karlsruhe (Baden), Hofrat Adolf Krazer, mich, ob ich die Stellung des 1. Assistenten für Mathematik bei ihm übernehmen wolle. Bedingung war allerdings alsbaldige Habilitation. Daraufhin bot mir auch Breslau die Habilitation an. Ich zog aber Karlsruhe vor und hatte es niemals zu bereuen.

Karlsruhe 1913–1920

Die Karlsruher Jahre waren besonders schön. Die Assistententätigkeit zwang einen, einem anderen etwas klar zu machen, ebenso wie zwei kleine Vorlesungen für Architekten bzw. Maschinenbauer. Daneben hatte ich genügend Zeit für eigene wissenschaftliche Arbeit vor allem Ausarbeitung der Habilitationsschrift. In dem monatlichen *mathematischen Kränzchen* trugen wir Assistenten regelmäßig vor, aber auch Gäste, wie denn zu diesen Zusammenkünften auch Kollegen aus Heidelberg und Straßburg sich einfanden, Karlsruhe lag also gar nicht abseits der mathematischen Welt.

Außer mir gab es einen ersten Assistenten für Mechanik, Fritz Noether, Sohn des bekannten Erlanger Geometers und Bruder von Emmy Noether, die beide ich schon kannte. Das Verhältnis zu den beiden Ordinarien für Mathematik Krazer und Fueter war ausgezeichnet. Krazer, übrigens ein alter Korpsphilister, ließ sich von mir bei seinen Korrekturen für die Eulerschen Opera Omnia helfen und forderte mich häufig zu gemeinsamen Spaziergängen auf, bei denen ich Wissenswertes über lebende Mathematiker erfuhr. Rudolf Fueter, ein Schweizer Zahlentheoretiker, machte ebenfalls Spaziergänge mit mir, bei denen ich mir Zahlentheoretisches erzählen ließ, kurzum, an Mathematik fehlte es mir nicht.

Gelegentlich wurde ich auch zu zwanglosen Zusammenkünften bei Fueters (nach dem Abendessen) eingeladen. Hierbei lernte ich auch den Straßburger Privatdozenten Andreas Speiser kennen. Fueter zeigte zugleich ein starkes Interesse an unserer Bekanntschaft, die sich dann zu einer Lebensfreundschaft entwickelte. Speiser mangelte es nicht an originellen Ideen. Ich denke dabei etwa an seine gruppentheoretische Klassifikation von Ornamenten. Wenige Tage vor Kriegsausbruch war ich noch Gast bei Speiser in Straßburg. Als reicher Mann hatte er dort eine schöne in der Altstadt gelegene Wohnung gemietet und wurde von einer angestellten Haushälterin versorgt. Ich verlebte da einige wunderschöne Tage. Speiser, ein ausgezeichnete Klavierspieler, unterhielt seinen aufmerksamst genießenden Gast einen ganzen Abend mit klassischen Kompositionen.

Am ersten Mobilmachungstag mußte ich als Offizierstellvertreter einrücken, tat dann Dienst bei Kolonnen und wurde als Adjutant zum Staffeltab der 11. bayer. Division versetzt. Diese 11. bayer. Division war eine sogenannte *fliegende Division*, die je nach Kriegslage wechselnden Verbänden zugeteilt bzw. unterstellt wurde. Ich übernahm als Adjutant eine vorzüglich organisierte Kanzlei. Zuerst nur aus Neugier, dann aber systematisch studierte ich Einrichtung und Funktionieren eines solchen, mir bis dahin unbekanntes Apparates, bis ich, unabhängig von einem Wachtmeister, mit dem Apparat arbeiten konnte.

Im Herbst 1917 erkrankte ich an einem leichten Typhus (ich war geimpft). Im Erholungsheim (in Rumänien) zog ich mir aber eine Gelbsucht zu. Sobald diese abgeheilt und ich reisefähig war, wurde ich zum Ersatztruppenteil nach Würzburg versetzt. Dort konstatierte man, daß ich chronische Ruhr hatte und überdies Träger von Ruhrbazillen war. Nach meiner Gesundung tat ich Dienst in verschiedenen Sparten, zuletzt als Demobilmachungsoffizier. Ich selbst leitete dann die Demobilmachung teilweise noch selbst.

Am ersten Tag der Revolution heirateten wir. Sodann wurde ich von Karlsruhe reklamiert, wobei ich noch die Vertretung des Assistenten in Darstellender Geometrie übernahm, um den Heimkehrern die sofortige Wiederaufnahme ihres Studiums zu ermöglichen. Da erhielt

ich eine Ruf als Ordinarius an die Universität Rostock.

Bevor ich aber meine Hilfstätigkeit in Karlsruhe aufgeben und mein Amt in Rostock übernehmen konnte, tat sich noch einiges in Karlsruhe. Es ließ sich nämlich der Ordinarius für darstellende Geometrie emeritieren. Von Prof. Krazer befragt, ob nicht Kandidaten für einen Nachfolger dieses Emeritus wisse, erinnerte ich mich an einen Geometer Baldus in Erlangen, der dann auch berufen wurde. Mit Baldus hat Karlsruhe eine glückliche Hand gehabt. Nicht nur trug Baldus ausgezeichnet vor, er reorganisierte auch das etwas angestaubte Zeichenmaterial derart, daß jedes in Betracht kommende Fach auf seine Kosten kam.

Baldus war ein unterhaltsamer, witziger Gesprächspartner, überdies ein engagierter Geiger. Wir haben in den paar Wochen unseres Zusammenseins in Karlsruhe viel zusammen musiziert. Baldus wurde später nach München als Darstellender Geometer berufen, wechselte aber danach zur höheren Mathematik über.

Herbst 1920 trat ich dann in Rostock meine Professur an.

Professor in Rostock 1920/1921

In Rostock wurden wir auf das liebenswürdigste empfangen. Vor allem Frau Meta Staude, die Frau des bisher alleinigen Mathematikers in Rostock, *Otto Staude*, sorgte wie eine Mutter für uns. Bei Verwandten von Staudes waren drei schöne Zimmer bereitgestellt, für Frühstück und Mittagessen Vorsorge getroffen. Staude selbst, die liebenswürdige Bescheidenheit in Person, kam aus Leipzig und war bekannt als der Entdecker der Fadenkonstruktion der Flächen 2. Ordnung. Man muß, was ich mir leider nicht klargemacht hatte, wissen, was es heißt als einziger den Lehramtskandidaten, wenn auch nur im Nebenfach, eine achtsemestrige Ausbildung erteilen zu müssen. Daß das nur auf Kosten des mathematischen Niveaus der Kandidaten gehen kann, erscheint mir selbstverständlich. Mit anderen Worten, das Niveau lag an der untersten Grenze des überhaupt vertretbaren.

Nun hatten mich Kriegsheimkehrer durch Staude um eine Vorlesung über komplexe Funktionen einer komplexen Veränderlichen gebeten. Ahnungslos erläuterte ich das Rechnen in der komplexen Ebene, wobei ich im Hinblick auf das Folgende auf die einfachsten topologischen Begriffe eingehen mußte. Sofort beklagten sich die Hörer, ich würde Mengenlehre lesen statt komplexe Funktionen. Natürlich nahm ich Staude gegenüber die Schuld auf mich und sagte ihm, ich hätte eben nicht daran gedacht, daß die Heimkehrer auf ganz besonderes Vorgehen ein Recht hätten und senkte von da ab meine Ansprüche auf unter Null. Bei der Liebenswürdigkeit von Staude hatte der Zwischenfall keine Wirkung auf unser gutes kollegiales Verhältnis. Als ich aber im Frühjahr 1921 einen Ruf nach Erlangen erhielt, war ich entschlossen, ihn anzunehmen.

In Rostock hatten wir, besonders unter den Jüngeren, manche Bekanntschaft gemacht, ich erinnere mich besonders an den Psychologen *Katz*. Diese Hinneigung zu den Jüngeren blieb nicht unbemerkt. Wurde da meine Frau in einer Gesellschaft gefragt, ich sei wohl noch Privatdozent. Worauf meine Frau wahrheitsgemäß erwiderte: Nein, Ordinarius. Gegenfrage: Aber er sitzt doch im Senat immer bei den Privatdozenten?

Zu einer wirklichen Freundschaft kam es nur mit der Familie des Privatdozenten *Moritz Schlick*, des späteren Oberhauptes des Wiener Neopositivismus. Schlick hatte damals soeben seine Erkenntnislehre, ein m. E. sehr verständlich und klar geschriebenes Buch, veröffentlicht. Darin behauptet er ungefähr das Gegenteil dessen, was das ziemlich unverständliche philosophische Kauderwelsch seines Ordinarius behauptete. Da ich mich für Schlicks Buch interessierte, gab es mir Schlick zur Lektüre, die für mich dann von Gesprächen mit Schlick und Diskussionen mit ihm über Fragen von mir begleitet und höchst aufschlußreich war.

Mit Schlicks blieben wir auch weiterhin in Verbindung. Gern hätte ich ihn als Philosophen nach Erlangen gebracht, wohin er auch einen Ruf hatte, den er leider aber nicht annahm. Über Kiel kam er dann nach Wien, wo er als Haupt des Wiener Neopositivismus bekannt wurde. Leider fiel er in Wien den Schüssen eines Studenten zum Opfer.

Professor in Erlangen ab 1921

Bezeichnung: In Erlangen gab es bis in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre keine naturwissenschaftliche Fakultät; vielmehr zerfiel die philosophische Fakultät in zwei Abteilungen, in die 1. oder philosophische Abteilung und die 2. oder naturwissenschaftliche Abteilung. Der Dekan der philpophischen Fakultät führte die Geschäfte beider Abteilungen.

Problematik meiner Berufung nach Erlangen

So willkommen mir eine Berufung war, so problematisch die nach Erlangen. Denn nicht nur kannte ich keinen der beiden Erlanger Mathematiker *Heinrich Tietze* und *Ernst Fischer* (als dessen Nachfolger ich ausersehen war und der bereits in Köln seine neue Stelle angetreten hatte). Auch war die Anzahl meiner bisherigen Arbeiten, sofern sie überhaupt den Erlangern bekannt waren, viel zu klein, als daß man auf sie hätte eine Berufung gründen können.

Es mußten also die Naturwissenschaftler gewesen sein, die sich in der Fakultät gegenüber den Philosophen durchgesetzt hatten und zwar gestützt auf vorzügliche Referenzen. Bei der ganzen Sachlage konnten solche nur von einer Technischen Hochschule stammen, also wahrscheinlich aus Karlsruhe. Da aber Krazer und Rost, beide Prymschüler, befreundet waren, konnte Rost über die Meinung, die Krazer von mir hatte, unterrichtet sein, so daß auch eine Verbindung zwischen Würzburg und Erlangen Träger einer Referenz gewesen sein konnte (daß dies in der Tat so war, erfuhr ich erst später). Nämlich: Rost und der pharmazeutische Erlanger Chemiker, *Max Busch*, der in der 1. Abteilung das Sagen hatte, hatten beide in den schwierigen Jahren 1918–19 als Rektoren von Würzburg und Erlangen ihr Schiffelein glücklich durch alle Gefahren gesteuert und waren dabei einander nahe gekommen. Mit diesen Referenzen versehen war Busch nach München gefahren und hatte meine Berufung durchgedrückt.

Die Mathematiker hatten bisher die nicht-Mathematiker gezwungen, strenge Mathema-

tik zu schlucken. Aber die Zeiten, als in der TH Zürich ein Dedekind oder Christoffel die Ingenieure als Zuhörer hatten, waren längst vorüber, und auch die Erlanger nicht – Mathematiker weigerten sich, strenge Mathematik zu schlucken wie bisher. Das war der Grund für das Aufmucken der nicht–Mathematiker. Bei dieser Lage der Dinge war eine Orientierungsreise von mir vor Annahme des Rufes unerlässlich.

Kurz vor meiner Abreise erhielt ich noch einen Brief von Tietze, in dem er mitteilte, Ernst Fischer sei z. Zt. in Erlangen und bereit, mir alle nötigen Auskünfte zu erteilen. Außerdem machte er mich auf notwendige Etatsverbesserungen für den Fall von Berufungsverhandlungen aufmerksam.

Ernst Fischer empfing mich, wie erwartet höflich–zurückhaltend und schlug mir einen Spaziergang durch die Stadt vor. Dabei versuchte er herauszubekommen, wes Geistes Kind ich sei und erzählte, daß vor mir schon ein anderer Mathematiker berufen worden sei, aber abgelehnt habe und erzählt habe, er kenne meine Arbeiten, könne aber nicht verstehen, was ich eigentlich wolle. Es war mir ein Leichtes, Fischer über den einfachen Sachverhalt aufzuklären. Als ich mich von Fischer in seiner Wohnung verabschiedete, sagte seine Frau, ob mit oder ohne Absicht, so laut, daß ich es hören konnte: Nun, der Fall scheint ja nicht so schlimm, wie wir gefürchtet hatten.

Bei den Naturwissenschaftlern war der Empfang wie erwartet herzlich, wobei mehr oder minder deutlich der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß ich ein Herz für die nicht–Mathematiker haben werde.

Folgerungen aus der Informationsreise

(a) Ich mußte, was nach meinen Karlsruher Erfahrungen die leichtere Aufgabe war, mich der nicht–Mathematiker zunächst einmal in der Weise annehmen, daß ich zu meinen 10 Wochenstunden für Mathematiker noch zwei Wochenstunden für nicht–Mathematiker auf mich nahm, natürlich mit Übungen. Durch Heranziehung eines Assistenten oder Hilfsassistenten konnten dann die Übungen intensiviert und um eine Stunde verlängert werden.

(b) Schwieriger erschien die weitere Aufgabe, den Kollegen Tietze davon zu überzeugen, daß man kein *Pauker* sei. Diese Aufgabe war aber nur Teil der größeren, durch aktives Handeln, d. h. durch Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Produktivität, allen Mathematikern diese Überzeugung beizubringen.

Was meine Vorlesungen anlangt, so arbeite ich jede Vorlesung, die ich in Erlangen zum ersten Mal hielt, genau durch, so daß ich schon beim zweiten Mal ziemlich frei sprechen konnte, wobei ich die Disposition am Rande der Tafel dem Gang der Vorträge entsprechend entwickelte. Dabei achtete ich darauf, eine Vorlesung immer wieder, auch der Disposition nach zu ändern, um keine Manuskripte entstehen zu lassen. Über meine mathematischen Veröffentlichungen wird im letzten Teil der Erinnerungen berichtet werden.

Zusatz zu (a)

Meine Bemühung um die nicht-Mathematiker an den Hochschulen führten mich ganz von selbst zu der Ansicht, daß die künftigen nicht-Mathematiker an den Hochschulen anders unterrichtet werden sollten, als die künftigen Mathematiker (was durch die heutige Schulverfassung, wenn ich sie recht verstehe, ermöglicht wird).

In Erlangen fand ich mühelos Verbindung mit den Mittelschullehrern d. h. den Studienräten, Studienprofessoren, Studiendirektoren, Oberstudienräten und Oberstudiendirektoren durch den noch aktiven, trefflichen Oberstudienrat Dr. Wendler, in Nürnberg durch meinen Schul- und Studienfreund Dr. Hans Fischer. Eine unserer ersten Unternehmungen war die Neubearbeitung eines Kapitels eines gängigen Gymnasiallehrbuches durch Erlanger und Nürnberger unter Mitwirkung von mir; der Autor des Buches war sehr befriedigt. Allmählich bildete sich eine Gruppe von Erlangern und Nürnbergern, die mit mir zusammenkamen, wobei einmal einer von ihnen, das andere mal ich vortrug. Von 1933 bis 1945 hörte das auf. Nach 1945 aber wurden die Zusammenkünfte erneut und in verstärktem Maße aufgenommen, wobei sich auch andere Kollegen, wie Nöbeling beteiligten. Mit meiner Emeritierung brach auch diese Entwicklung ab.

Ich selbst vertrete nach wie vor die Ansicht, daß durch ein Zusammengehen von Mittel- und Hochschule Einseitig- (fast hätte ich gesagt Unsinnigkeiten) vermieden werden können (Beispiel Mengenlehre in der Schule, die ein Hochschullehrer auf dem Gewissen haben soll).

Heinrich Tietze

Es ist jetzt an der Zeit, der Entwicklung meines Verhältnisses zu Tietze zu gedenken. Von Anfang an kam ich Tietze ganz ungezwungen als Kollege entgegen und vereinbarte mit ihm vor allen Dingen, daß wir beide völlig gleichberechtigt über den ganzen Haushalt des Mathematischen Instituts verfügen sollten, einschließlich der durch die Berufung bewirkten Erhöhungen. Sodann kam ich in Vorlesungspausen zu ihm mit Fragen, welche Bezeichnung er für den oder jenen Begriff gebrauchte usw. Umgekehrt kam auch er zu mir, die Gelegenheit benutzend, meine mathematische Bildung zu erforschen. Einmal brachte er mir das Manuskript von ihm und seinem Wiener Freund Hans Hahn einer kurz aber streng gefaßten Differential- und Integralrechnung mit der Bitte um Kritik und Stellungnahme. Ich begründete meine Zustimmung ausführlich. Das Eis war gebrochen. Tietze fragte, ob er sich durch Hilfe bei meiner Gartenarbeit Bewegung verschaffen dürfe, ging mit mir in der Regnitz baden (in der freien Regnitz!!).

Ein Zeichen für unsere freundschaftlichen Beziehungen war, daß Tietze unsere Mitgliedschaft bei einem Leseabend vermittelte, den einige Professoren gegründet hatten und der uns viel Anregung brachte. Wir gehörten dem Leseabend bis 1945 an. Mitglied auch bis 1945 war neben anderen *Otto Stählin* (Altphilologe und Pädagoge), sowie der Jurist *Max Wenzel*, beide mit Frauen. Leider wurden Tietzes schon bald nach München berufen, was uns für ihn sehr freute. Beim Abschied boten Tietzes uns das DU an, sie blieben uns immer liebe hilfreiche Freunde.

Hier brechen die Folgerungen aus der Informationsreise ab. Wir kommen damit zur Schilderung der Schicksale der Erlanger Mathematik und Physik soweit ich sie bis zu meiner Emeritierung miterlebt habe. Und zwar wollen wir dabei folgende *Disposition* zu Grunde legen.

- (A) : Verwaltungsaufgaben in der philosophischen Fakultät, insbesondere Dekanat und Verwaltungsausschuß der Universität.
- (B) : Einiges über meine mathematischen Tätigkeiten in Erlangen in der Zeit bis etwa 1933.
- (C) : Die durch die Emeritierung des Experimentalphysikers Eilhard Wiedemann ausgelöste Entwicklung der Erlanger Experimental- und theoretischen Physik.
- (D) : Die Reihe der Nachfolger von Tietze.

A: Unserer Disposition folgend erzähle ich zunächst von meinem Dekanat, auf das ich für 1924/25 von der philosophischen Fakultät gewählt war. Bei Übernahme des Dekanats bekam ich als erstes die Dekanatskasse ausgehändigt, eine kleine Zigarrenkiste enthaltend etwas Hart- und Papiergeld ohne jede schriftliche Mitteilung, woher das Geld stammte und wofür es bestimmt sei.

Da wußte ich, was auf mich zukommen würde, d. h. ich ließ sofort bei der bayer. Staatsbank ein Konto eröffnen, so daß kein Pfennig über meine Hände ging. Bald entdeckte ich auch, daß jeder beim Dekan vorgebrachte Antrag auf Promotion eingeleitet wurde von einem Gespräch, in dem u. a., wenn der Kandidat nicht zahlen konnte oder wollte, über die Zahlung verhandelt und ein Kompromiß der Fakultät vorgelegt wurde. Mit all dem, was im allgemeinen in meinen Augen nur Zeitvergeudung bedeutete, machte ich kurzen Prozeß; ich ließ Bogen drucken, auf denen alle vorzulegenden Papiere aufgelistet waren, so daß mit wenigen Strichen festgestellt werden konnte, ob der Akt vollständig sei oder nicht; im letzteren Falle wurde der Antragsteller zur Ergänzung fortgeschickt.

Eine ordentlich geführte Kanzlei besitzt ein Tagebuch, in dem auf der einen Seitenhälfte alle eingehenden und auf der anderen Hälfte alle auslaufenden Sendungen zu verzeichnen sind. Mit kurzer Angabe, was mit jeder Sendung geschieht. Wegen Personalmangel ließ ich wenigstens die mir wichtig erscheinenden Sendungen ins Tagebuch der Universitätskanzlei aufnehmen.

Daß meine verschiedenen Maßnahmen nicht unbemerkt blieben, erfuhr ich einmal so: Ein *hochrangiges* Fakultätsmitglied bemerkte einmal etwas unmotiviert: Spektabilis, wie man Sie hier untergebracht hat, entspricht nicht Ihrer Stellung. Aber die Akten sind immer in Ordnung. Daß ich dabei Patriarchalisches zerstörte, wußte ich; aber früher oder später wäre die Zerstörung doch gekommen.

Auch an einer kleinen Grotteske fehlte es in meinem Dekanat nicht. Ein niederbayerisches Mitglied der 1. Abteilung entdeckte: Es sei ein Skandal, daß *Kronprinz Rupprecht* noch nicht

die Ehrendoktorwürde einer bayerischen Universität besitze. Das müsse jetzt nachgeholt werden.

Am Tage des großen Festes waren im Senatssaal zwei Pulte aufgestellt, ein größeres, höher gestelltes und vor ihm ein zweites, niedriger gestelltes, kleines. Das größere für den Rektor, das kleinere für den Dekan, der während der ganzen Feier mit der Ehrenurkunde in der einen Hand und mit der Schleppe seines Talares in der anderen Hand zu kämpfen hatte. Kurz vorher waren die Professoren in einem Nebenzimmer des Senatssaals versammelt, als mich — und nur des Folgenden wegen spreche ich von dieser Kleinigkeit — unser Mineraloge, mit mir aus Würzburg bekannt, zu sich in eine Fensternische winkte und mir lächelnd zuflüsterte: Lieber Haupt, sehen Sie sich unsere Kollegen an, wie viele würden alles dafür geben, wenn sie heute an Ihrer Stelle stehen könnten, und genau *Sie* ... Ich hätte diesen Seelenkenner (denn ich hatte nie ein Wort über die ganze Angelegenheit verloren) und Komplizen (denn er teilte ja meine Ansicht) umarmen mögen!

Einige Jahre später berief mich der Senat in den Verwaltungsausschuß Medizin, in dem ich u. a. ihre etwaigen Einnahmen aus Erfindungen, Verbesserungen u. ä. dagegen verteidigen sollte, daß das Ministerium solche Einnahmen zur Verminderung des Institutshaushalts benutzte. 1929 erhielt ich Rufe aus Darmstadt und Gießen, die ich aber ablehnte, nachdem man mir unter anderem in Erlangen eine Befreiung von dem für 1930/31 geplanten Rektorat (für mich) zugesagt hatte. 1933 wurde der Verwaltungsausschuß aufgelöst, bis auf ein kleines, belangloses Referat, das ich zusammen mit einem betagten Kollegen wahrnahm. Soviel über meine Verwaltungstätigkeit.

Um dieselbe Zeit entwickelten sich meine Arbeiten im Anschluß an die dänischen Geometer Juel und Hjelslev: Teils konnte ich Vermutungen von ihnen beweisen, teils Sätze verallgemeinern, teils neue Sätze aufstellen.

Zufällig war ich schon einige Zeit vor den Gesprächen mit *Emmy Noether* von *Hilb* dringend gebeten worden, für seine neue Lehrbuchsammlung eine Algebra zu schreiben. Ich hatte es immer wieder abgelehnt, weil ich mich nicht fähig hielt, überhaupt ein Buch zu schreiben. Er redete mir das aus, und ich willigte ein, allerdings schon mit dem Hintergedanken, daß es eine moderne Algebra sein müsse. Anfangs stieß ich damit auf heftigsten Widerstand von Hilb und zahlreicher von ihm zu Hilfe gerufener Mathematiker, setzte aber meinen Willen durch mit dem Ergebnis, daß Hilb am Ende selbst sehr zufrieden war und das Buch sogar bei Ingenieuren Zustimmung fand; allerdings hat mir E. N. dabei viel geholfen, sogar Beiträge zur Verfügung gestellt.

Zur Erläuterung der Stellungnahme von Ingenieuren diene nachstehender Brief von Hans Piloty.

Ich will noch meine beiden anderen in Erlangen geschriebenen Bücher erwähnen, die ebenfalls Verallgemeinerungen anstrebten. Da ist zunächst Haupt–Aumann, Differential– u. Integralrechnung, 3 Bände, 3 Auflagen.

Das Buch entsprach meiner Neugier, nun auch mit der modernen Analysis vertraut zu werden, und einem Auftrag des Verlags W. de Gruyter. In dem damaligen Privatdozenten *Georg Aumann* hatte ich einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen, der mir im Laufe der Zusammenarbeit zu einem lieben Freund wurde, ebenso wie *Christian Y. Pauc*, der außer Aumann bei der 2. Auflage mitarbeitete, und uns zu einem lieben, hochgeschätzten

Freund wurde.

Zur Erläuterung der damaligen Situation diene die Postkarte von Frederic Riesz. F. Riesz war damals wohl der tätigste Interpret und Ausgestalter der Lebesgueschen Integraltheorie. Für ihn war offenbar vieles von unserer Darstellung neu.

Auch die 2. Auflage scheint bald vergriffen gewesen zu sein; allerdings erfuhren wir dies nicht durch den Verleger, sondern zufällig auf anderem Wege. Immerhin willigte der Verleger ein, eine 3. Auflage (die ebenfalls umgearbeitet wurde) zu drucken, allerdings unter Änderung des Titels in *Einführung in die reelle Analysis*; nachdem Aumann noch vor Vollendung des Manuskripts gestorben war, übernahm *Georg Nöbeling*, hilfsbereit wie immer, die Mitarbeit und schrieb u. a. das Kapitel über die Gauß–Stokesschen Sätze völlig neu. Ohne unser Wissen nahm der Verleger aber die drei Bände aus der Göschen–Lehrbücherei heraus und begrenzte die Auflage auf ca. 700 Exemplare, womit das Buch praktisch vom Markt verschwunden ist, obwohl (oder weil) ohne Parallele, wenigstens im Inland (vergleiche das Referat von Herbert Heyer in den Jahresberichten der DMV Band 87, Jahr 1985).

Bleibt noch das Buch Haupt–Künnetth, Geometrische Ordnungen, Grundlehren der Mathematik Band 133, 1967 zu erwähnen. Das Buch behandelt in möglichster Vollständigkeit und Allgemeinheit Aufgaben der folgenden Art. Bezeichnet $\text{Ord}(B)$ die *geometrische Ordnung* des ebenen Bogens B in bezug auf das System Σ aller Geraden in der Ebene, nämlich das Supremum der Anzahlen von $B \cap S$ für alle $S \in \Sigma$, so gilt: Ist $\text{Ord}(B)=3$, so läßt sich B darstellen als Vereinigung von mindestens zwei Bogen, deren jeder die Ordnung 2 besitzt und differenzierbar ist in allen Punkten bis auf abzählbar viele. Man sieht aus dieser Differenzierbarkeitsaussage, daß auch Fragen der *direkten* Differentialgeometrie behandelt werden.

Ich betrauere den frühen Tod von *Hermann Künnetth* mit seinem Einfallsreichtum und seinem bedächtigen Schließen.

Einige Zeit nach Errichtung der beiden Ordinariate (siehe Seite 34) hatte *Hilsch* einen neuen Gedanken: weder die angewandte Mathematik, noch die Mathematik selbst hatten eigene Räume, sondern waren behelfsmäßig bei den Physikern untergebracht, von der angewandten Physik zu schweigen; auch sei der gegenwärtige physikalische Hörsaal unzureichend für die zu erwartenden Hörerzahlen. Lösung: Man vergrößere den Hörsaal nach Osten hin und baue zugleich mit dem Hörsaal ein mathematisches Institut und eines für angewandte Physik. Die Verwirklichung dieses Planes vollzog sich wie früher die Beschaffung der beiden Ordinariate. Nur mußte *Hilsch* diesmal seine Überredungskünste mehr anstrengen.

Dieser Anbau erfolgte kurz vor der Errichtung der großen, in der Umgebung des physikalischen und chemischen Instituts hergestellten Bauten, ganz zu schweigen von den weit in die Zukunft weisenden Plänen. Eine eigene Initiative der einzelnen Fächer, was das Bauen anlangt, wurde damit überflüssig. Vielmehr beschränkten sich die Initiativen der einzelnen Fächer von da an auf den inneren Ausbau (vgl. die Beschaffung eines elektronischen Rechners im neuen mathematischen Institut), auf eine innere Personalpolitik, aber speziell für die Mathematiker auch auf Wahrnehmung ihrer Interessen bei der Besetzung philosophischer Lehrstühle.

So verhinderten die Mathematiker bei der Nachfolge des noch einer früheren Epoche zuzurechnenden Philosophen *Kuhn* die Berufung von *Gehlen* zugunsten der von *Kamlah*,

wobei uns die Unterstützung durch *Heinrich Scholz* sehr hilfreich war, ebenso wie bei der Berufung von *Paul Lorenzen*, der dann zusammen mit Kamlah die *Erlanger (Philosophen-)Schule* ins Leben rief. Auch bei der Eingliederung der Remeis-Sternwarte in Bamberg als Institut der Universität Erlangen nach der Emeritierung des Astronomie-Historikers Ernst Zinner war die Fakultät durch den klugen Realpolitiker *Mollwo* vertreten.

Damit bin ich schon in das Jahr meiner Emeritierung und damit zu meinem Ausscheiden aus der Universitätspolitik gelangt, mithin im Wesentlichen zum Abschluß meiner *Erinnerungen*.

Ich bin in der glücklichen Lage, noch ein bißchen mathematisch arbeiten zu können und zwar, seit ich in Soden wohne, unter der erwünschten Kontrolle meines lieben Freundes Nöbeling.

B: Einiges über meine mathematische Tätigkeit in Erlangen in der Zeit bis etwa 1933

Begegnung mit Emmy Noether in Erlangen und mit den damals als *modern* (im Gegensatz zur *Klassik*) bezeichneten neuen Ideen in der Mathematik: Wie schon früher bemerkt kam ich nach Erlangen als *klassisch* gebildeter Mathematiker, noch völlig unberührt von den damals aufkommenden, als *modern* bezeichneten neuen Ideen in der Mathematik. In dieser Verfassung machte ich die Bekanntschaft der mit Tietze befreundeten Mathematikerin und eifrigen Propagandin der modernen Algebra Emmy Noether (im Folgenden abgekürzt: E. N.). Sie war die Tochter des bekannten Geometers Max Noether, der 1921 in Erlangen starb. Auf gemeinsamen Spaziergängen erzählte E. N. uns von ihren algebraischen Arbeiten. Ich verstand nicht viel von ihren Erzählungen und fragte E. N., wie ich zu einem besseren Verständnis kommen könne. Sie verwies mich als beste Einführung auf die 1910 erschienene Crellearbeit von Steinitz: Algebraische Theorie der Körper. Es beleuchtete die damalige Situation der Mathematik, daß beispielsweise mir gegenüber in Breslau (wo Steinitz an der TH lehrte) diese Crellearbeit mit keinem einzigen Wort war erwähnt worden (vgl. auch Seite 23).

Im übrigen kann ich meine mathematische Tätigkeit in Erlangen betreffend auf die vier Vorträge der Herren *Heinz Bauer*, *Henrik H. Martens*, *Georg Nöbeling* und *Elmar Thoma* verweisen, gehalten anläßlich eines Festkolloquiums am 5. Mai 1987 in Erlangen.

C: Emeritierung von Eilhard Wiedemann und die Modernisierung der experimentellen und theoretischen Physik

Im Jahre 1925 ließ sich der Ordinarius für Experimentalphysik Geheimrat *Eilhard Wiedemann* emeritieren. Als seinen Nachfolger berief die Fakultät *Bernhard Gudden* aus Göttingen. Damit beginnt die Modernisierung zunächst der Vorlesung und des Praktikums in

experimenteller Physik. Gudden übernahm insbesondere das Göttinger Praktikum, das an Hand geschickt ausgewählter Experimente jedem Praktikanten einen guten Überblick über die Physik verschaffte und ihn zwang, mit guten Instrumenten genau zu messen, d. h. so wie es seinem Können entsprach. Es ist das große Verdienst von Gudden, daß er beim Ministerium die Aufbringung der hierfür erforderlichen Kosten durchsetzte, wobei vielleicht auch etwas mitspielte, daß er für die Reichswehr arbeitete.

Was die Hilfskräfte anlangt, so war Gudden insofern in einer günstigen Lage, als Wiedemann alle nicht etatmäßigen Kräfte entlassen oder in andere Institute abgeschoben hatte. Leider übernahm Gudden auch einen früheren Assistenten von Wiedemann, der ihm durch allerlei Intrigen das Leben schwer machte. So blieb von der Ära Wiedemann im wesentlichen nur der theoretische Physiker Extraordinarius *Rudolf Reiger* übrig, von dem Wiedemann mit Recht vermutete, daß er gegenüber dem mit Göttinger Maß messenden Gudden einen schweren Stand haben werde. Er verschaffte sich daher bei einem bekannten Göttinger Physiker ein Gutachten über Reiger, demgegenüber wir (zähneknirschend) gezwungen waren, für Reiger die Gewährung von Titel, Rang und Rechten eines Ordinarius zu beantragen.

Glücklicherweise verloren wir Reiger relativ bald. Als nämlich Gudden nach Prag ging, dachte der dienstälteste Ordinarius Reiger nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, daran, für die Weiterführung des Unterrichts in Erlangen zu sorgen, sondern meldete sich sofort krank und verschwand aus Erlangen auf Nimmerwiedersehen. Wir aber durften uns solange, bis der aus dem Felde geholte Hilsch die Direktion in die Hand genommen hatte, mit den zahlreichen Selbstanbietern herumschlagen.

Die Universität aber hatte den Vorteil, jetzt einen Ordinarius auf die freigewordene Professur für theoretische Physik berufen zu können, natürlich einen modernen Theoretiker. Die beiden ersten wurden uns nach kurzem von anderen Universitäten entführt. Erst der dritte, der Heisenbergschüler *Helmut Volz*, blieb uns glücklicherweise erhalten. Ich hatte sofort mit ihm Kontakt. Er selbst hatte von Anfang an soviel Arbeit mit Studenten, daß er mich bald bitten mußte, für ihn wenigstens einige Zeit die Vorlesung über analytische Mechanik zu übernehmen. Jetzt war ich froh, daß ich mich mit diesem Gebiet etwas beschäftigt hatte. Nach Literaturstudien wählte ich als Grundvoraussetzung für die ganze Vorlesung (axiomatisch) die Gültigkeit des Prinzips der virtuellen Geschwindigkeiten, verzichtete auf die Herleitung allgemeiner mathematischer Sätze und reicherte statt dessen die Vorlesung durch Beispiele an, die teilweise unseren allwöchentlichen Waldspaziergängen entnommen waren. Ich hatte den Eindruck, daß gerade auch die guten Mathematiker damit zufrieden waren.

Von Volz selbst lernte ich auf gemeinsamen Spaziergängen viel mir bis dahin unbekanntes Physik, lernte ferner den Scharfsinn bewundern, mit dem Volz in der Literatur leichtfertige Behauptungen aufspürte, die ganz unverdächtig klangen, und anderes mehr.

Später hat Volz den Aufbau der neugeschaffenen Technischen Fakultät geleitet und sich dadurch ein großes Verdienst um die Universität erworben. Leider starb er viel zu früh. Seine Professur verschwand in der Menge der neugeschaffenen Professuren. Soviel über die Nachfolger von Reiger.

Um das Folgende zu verstehen, müssen wir einen Augenblick zurück gehen in die letzten

Wochen vor der Kapitulation. *Hilsch*, der Nachfolger von *Gudden*, selbst ein geschickter Handwerker und trefflicher Lehrer, brachte sein von *Gudden* fast ausgeräumtes Institut wieder auf Hochglanz, ohne Materialzuweisungen und ohne ministerielle finanzielle Unterstützung und hielt eigene Versuche vor den Nazis streng geheim. Ich selbst ließ mir in der fast beschäftigungslosen Zahnklinik alle Zähne entfernen und war unsichtbar. Aber das nutzte alles nichts, bald waren der Anorganiker *Alwin Meuwsen* und ich (beide mit weißem Fragebogen) als Dekane der naturwissenschaftlichen Fakultät verpflichtet und mußten zudem bei einer Senatskommission die *Gesinnung* der Kollegen feststellen. Während aber an den Türen der Kommissionsmitglieder amerikanische off limits-Plakate klebten, mußten wir (incl. Dekanatsbüro) mit im Ganzen zwei Zimmern vorliebnehmen, aus denen wir später auch noch vertrieben wurden (die off-limits verschwanden zum größten Teil später). Als die beiden Dekane installiert waren, hielt *Hilsch* seine Zeit für gekommen, eines Tages erschien er bei mir mit dem Vorschlag, wir beide sollten nach München ins Ministerium fahren und dort wegen zweier Ordinariate verhandeln, je eines für angewandte Physik bzw. Mathematik. Jetzt sei das Ministerium ohne Beschäftigung und froh über jede Aufgabe, vor die es gestellt werde. Mir leuchtete das sofort ein.

Im Einvernehmen mit *Meuwsen* beriefen wir die Fakultät ein und beantragten: Ausführung des Planes von *Hilsch*. Man hielt uns zunächst für leicht verrückt, ließ uns dann aber doch den Versuch, der ja nichts kostete, wagen. Ergebnis: Die beiden Ordinariate nebst je einer Assistentenstelle. Bedingung: Sofortige Besetzung der Professuren. Der tüchtige *Hilsch* präsentierte sofort den Göttinger Dozenten *Mollwo* (heute Emeritus in Erlangen), während wir Mathematiker auf *van der Waerden* setzten. Mit diesem waren wir nämlich durch unseren neuen Assistenten und Privatdozenten auf folgende Weise ganz überraschend in Verbindung gekommen. Ich muß dazu etwas weiter ausholen.

In den dreißiger Jahren war es uns endlich gelungen, unseren *Hermann Künneth* zu bewegen, neben seiner Gymnasialprofessur auch noch an der Universität tätig zu werden. Dadurch hatten wir endlich eine dritte Lehrkraft gewonnen. Dann aber wurde kurz vor dem Ende *Nöbeling* auf das Krullsche Ordinariat berufen und *Künneth* sowie *Nöbeling* zum Heeresdienst eingezogen und jetzt standen wir da: Ich als einzige Lehrkraft ohne Assistenten. Da kam eine erste Hilfe aus Berlin. Dort waren die Luftangriffe so heftig geworden, daß die Berliner Kollegen die zwei kriegsgefangenen französischen Offiziere, die sie beschäftigten, in den Süden absobten, davon den Normalien *Christian Pauc*, der zusammen mit *Nöbeling* und mir ein ziemlich schwieriges Problem formuliert und gelöst hatte. Da *Pauc* überdies gern unterrichtete, zählte er als volle Lehrkraft. Außer *Pauc* bekamen wir von ganz unerwarteter Seite einen Assistenten (und Privatdozenten).

Es war kurz nach der Kapitulation. *Nöbeling* war, wie so viele andere wieder einmal entlassen, als mich ein junger Grieche besuchte, *Demetrios Kappos*, der sich als Schüler von *Caratheodory* und als bisheriger Assistent von *van der Waerden* in Leipzig vorstellte, also mit zwei vorzüglichen Referenzen. Im Laufe einer längeren Unterredung mit *Kappos* faßte ich Vertrauen zu *Kappos*, sagte ihm, er werde noch von mir hören (er wohnte bei Bekannten in Nürnberg) und beriet mich mit *Nöbeling*. Dieser riet, auch angesichts unserer Lage (denn *Pauc* mußte sofort nach der Kapitulation nach Frankreich zurück), zur Einstellung von *Kappos* als Assistenten.

Wir hatten richtig gehandelt, Kappos erwies sich als ein vorzüglicher Lehrer, wie ich immer wieder bei Prüfungen feststellte, und wurde schließlich als Ordinarius an die Universität Athen berufen und später von der griechischen Regierung mit wichtigen Sonderaufgaben betraut. Wir blieben in steter Verbindung bis zu seinem Tod.

Van der Waerden, dessen Adresse in Holland wir durch Kappos kannten, damals noch ohne Professur, lehnte einen Ruf nach Erlangen ab, machte uns aber auf *Wilhelm Specht*, bis zur Vertreibung Dozent in Breslau, aufmerksam und schickte uns gleichzeitig ein ausführliches Gutachten über Specht und seine Arbeiten, die er als Algebraiker (Specht war Schüler von I. Schur, Berlin) gut kannte. Ich beriet mich mit Nöbeling und verabredete mit Specht ein Zusammentreffen in München (anlässlich der nächsten Sitzung der bayerischen Akademie d. Wiss. in München), Specht hatte bei seiner Mutter Zuflucht nahe München gefunden. Mein Eindruck war durchaus positiv, so daß Nöbeling für Specht plädierte.

Und so kam Erlangen zur dritten mathematischen Professur, die wir gerade in der nächsten Zeit bitter nötig hatten. Specht erfüllte unsere Erwartungen aufs Schönste. Er baute die angewandte Mathematik zügig aus, sorgte für die Anschaffung eines elektronischen Rechenapparates (Computer), fand auch zwei Doktoranden, von denen einer, Kippenhahn, ein bekannter Astronom ist, während der andere, Haken, theoretischer Physiker in Stuttgart, Schöpfer der Synergetik wurde. Leider lebt Specht nicht mehr. Seine Professur hat sich inzwischen vervielfacht.

D: Die Nachfolger von Tietze

Wir hatten es in C mit der Nachfolge von Wiedemann zu tun, abgesehen von der neugeschaffenen Spechtschen Professur. Jetzt kommen wir zu den Nachfolgern von Tietze.

Als Nachfolger hatte die Fakultät den Greifswalder Ordinarius *Johann Radon* vorgeschlagen, der aber erst die Ankunft seines Nachfolgers abwarten mußte. Somit mußte von uns für eine Vertretung von Radon gesorgt werden. Bei einer gelegentlichen Frage an *Emmy Noether* (mit der ich durch Tietze bekannt geworden war) brachte sie mir eine Bekanntschaft aus Rostock in Erinnerung. Dort besuchte mich eines Tages ein Student, mit der Bitte, ihn auf mathematische Spaziergänge mitzunehmen. Dabei erfuhr ich einiges von den Problemen, mit denen sich die damalige (für mich neue) Jugend herumtrieb. Dieser *Krull* nun, den ich aus den Augen verloren hatte, war inzwischen Schüler von Emmy Noether geworden (also moderner Algebraiker) und in Freiburg habilitiert. Wir boten ihm die Vertretung von Radon für die Dauer eines Semesters an. Und er sagte zu.

Krull wurde in Erlangen auch einmal von seinem Freund, dem Algebraiker *Friedrich Karl Schmidt*, kurz: F. K., besucht, bei welcher Gelegenheit ich ihn (F. K.) kennenlernte. Der Eindruck, den ich von F. K. gewann, war so günstig, daß ich ihm unsere gerade unbesetzte Assistentenstelle anbot. So kam Erlangen zu einem auch als Forscher geschätzten Assistenten und Privatdozenten, ich selbst aber zu einem lebenslangen Berater und Freund, dessen früher Tod mich tief berührte.

Die Österreicher Radon (Frau Radon war gebürtige Wienerin) waren weltläufig und bald in der Gesellschaft der Universität zu Hause. Radon selbst war ein sehr gewandter Geiger,

mit dem wir, und mit einer uns bekannten trefflichen Pianistin, die Klaviertrios spielten, die teilweise schon recht schwierig waren. Meine Frau begegnete einmal in der Stadt Herrn Radon und berichtete ihm, ich säße zu Hause am Cello, um den nächsten Abend vorzubereiten. Radon erwiderte darauf: Um so besser, dann brauche ich nicht zu üben.

Gastfrei wie sie waren, hatten Radons viel Besuch von auswärts. Wir lernten auf diese Weise zahlreiche Mathematiker kennen, wie *Blaschke* und die drei Hamburger *Rademacher*, *Radon* und *Reidemeister* (die, wie Blaschke sagte, drei Hamburger *R* waren für Erlangen in Betracht gezogen). Blaschke schien ein gewisses Interesse an mir zu nehmen; jedenfalls lud er mich bald nach Hamburg zu einem Vortrag in sein Seminar ein, das ich für mich als so anregend empfand, daß ich mehrfach im Jahr nach Hamburg fuhr. Dabei kamen Blaschke und ich einander so nahe, daß wir alsbald gute Freunde wurden. Besonders dankbar bin ich ihm, daß auf seine Veranlassung ich zum ordentlichen Mitglied der damals gegründeten Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz vorgeschlagen wurde.

In Mainz veranstaltete diese Akademie jährlich vier Zusammenkünfte zu je zwei Tagen, während deren man neben den Vorträgen Gelegenheit hatte, mit Männern der verschiedensten Geistesrichtungen zwanglos Gespräche zu führen; ich konnte dabei meinen Gesichtskreis erweitern. Verschiedentlich traf ich mich zum Abendessen mit *Fritz Usinger*, bei dem wir u. a. über das *Unendliche* verhandelten, das bei seinen Plänen eine große Rolle spielte. Vor der Gesamtakademie trug ich zweimal über Fragen der Mathematik in allgemeinverständlicher Form vor.

Mathematisch habe ich von Radon gelernt durch den Besuch von ihm abgehaltener Spezialvorlesungen. Solche konnte man sich jetzt auch in Erlangen gestatten, da wir in Nöbeling einen dritten Dozenten besaßen. In diesen Vorlesungen, die ich besuchte, erzählte Radon uns von modernen Problemen bzw. Lösungen solcher Probleme der Analysis (fast-periodische Funktionen u. ä.), ohne aber auf damals modern bezeichnete Disziplinen einzugehen. Die Vorlesungen waren nicht nur inhaltlich sehr schön. Über seine eigenen Arbeiten ließ er kaum etwas verlauten, insbesondere wurde ich über die maßtheoretische Bedeutung seines bekannten (Integral-)Satzes erst durch die schönen Arbeiten von *Heinz Bauer* bekannt.

Beilage zum Schluß der Biographie

Warum wurde ich nicht pensioniert, obwohl, wie das Unterrichtsministerium in einer *Entschließung* in 1934 mitteilte, meine Frau nicht arisch sei; wenn auch, wie mir unser Universitätskanzler sagte, die Gestapo sich gelegentlich nach mir erkundigte. In 1934, also ein Jahr nach der Machtergreifung, erhielt ich sogar einen Ruf nach Leipzig, obwohl ich Koebe von meiner Situation in Kenntnis setzte und ihn bat, die Finger von der Angelegenheit zu lassen. Aber Koebe schlug meine Warnung einfach in den Wind, sodaß tatsächlich der Ruf erging. Als ich in Dresden verhandelte, wurde mir Koebes Verhalten klar: Die Dresdener Ministerialräte erklärten nämlich, eine Berufung könne doch an der Rasse der Ehefrau nicht scheitern. Ich war froh, das Versprechen zu erhalten, man werde mir gegebenenfalls die Ablehnung des Rufes zuschreiben. Das Versprechen wurde eingehalten. Als ich dann

bei meinem Erlangener Rektor Mitteilung von dem wahren Sachverhalt machen wollte, war dieser schon völlig im Bild. Auch Dresden hatte für uns keine Folgen. Dagegen war ein Feuerzeichen, daß wir mehrere Monate vor dem Zusammenbruch die Lebensmittelkarten nicht mehr zugestellt bekamen, sondern daß diese von meiner Frau beim Lebensmittelamt abgeholt werden mußten. Dem Rat unserer Freunde, unterzutauchen, folgten wir nicht, da in unserer Lage ein Untertauchen zwecklos erschien. Wir vernichteten nur alle Papiere, die uns eventuell schaden konnten. Das war die letzte *nicht-arische* Aufregung.

Einige Zeit vorher hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. In einem Hamburger Gasthaus fragte mich Erich Hecke, den ich weder vorher noch nachher gesehen habe: Nun Herr Haupt, wann werden Sie denn pensioniert? Er blieb ohne Antwort, wenn er eine erwartet hatte.